

# Jean-Jacques Rousseau - noch ein genialer Syphilitiker

von

Lothar Baus

## Zeichenerklärung:

[ ] Text in eckigen Klammern = Erläuterungen des Herausgebers  
[...] drei Punkte in eckigen Klammern = Auslassungen des Herausgebers

Copyright © by Asclepios Edition - Lothar Baus

D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany 2009

Asclepios Edition

## Verlauf einer Syphilis-Erkrankung

Die Inkubationszeit der Syphilis beträgt im Allgemeinen zwei bis vier Wochen. Es entsteht zuerst ein kleiner harter Knoten oder ein Geschwür an der Eintrittspforte der Bakterien, im Genitalbereich, Mund oder Anus. Er besteht aus wuchernden Bindegewebszellen. In vielen Fällen wird dieses erste Anzeichen einer Infektion gar nicht bemerkt und nach kurzer Zeit verschwindet es meist wieder.

Das zweite Stadium beginnt etwa neun Wochen nach der Infektion. Es ist gekennzeichnet durch grippeähnliche Symptome. Der Betroffene fühlt sich krank, hat Fieber, klagt über Gelenkschmerzen. Es bildet sich ein Ausschlag überall am Körper, muss aber nicht vorkommen. Viele Lymphknoten sind vergrößert und lassen sich ertasten. Gleichzeitig treten Papeln im Mund-, am Genital- oder Analbereich auf. Die Ausschläge gehen auch unbehandelt nach ca. vier bis fünf Monaten zurück. Manchmal hinterlassen sie fleckartige Hautstellen. Diese Flecken fallen vor allem am Nacken auf, das so genannte „Halsband der Venus“.

Das letzte Stadium der Syphilis tritt meist erst nach Jahrzehnten auf. Dieses Stadium wird Metalues oder progressive Paralyse genannt. Bei ihr sind die Hirnhäute und die Nervenstränge befallen. Dieses Stadium ist gekennzeichnet durch Lähmungen, Schmerzanfällen, Empfindungsstörungen und Reflexausfällen.

Am Anfang einer Paralyse, Vorstadium oder Präparalyse genannt, steht in den meisten Fällen eine Neurasthenie, d. h. eine allgemeine Nervenschwäche mit Erschöpfungszuständen. Das Endstadium einer unbehandelten Syphilis ist unausweichlich die progressive Paralyse. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die ärztliche Kunst immer weiter entwickelt und verbessert, sodass ständig mehr Menschen vor dem letzten Stadium - der progressiven Paralyse - gerettet werden konnten. Im 18. Jahrhundert war diese Hoffnung in erster Linie eine Frage des Geldbeutels.

Die Syphilis, auch Lues genannt, lässt sich in kein Schema einordnen. Bei dem einen Kranken läuft sie lehrbuchmäßig ab, andererseits sind viele Fälle bekannt, in denen die latenten Phasen über viele Jahrzehnte oder bis ans Ende eines langen Lebens dauern. Syphilis ist eine Erkrankung, die häufig andere Krankheiten imitiert, daher wird sie nicht leicht erkannt. Die einmalige Erkrankung verleiht keinen Schutz vor neuen Infektionen.

Eine besonders häufig auftretende Auffälligkeit ist das Silbenstolpern. Der Erkrankte versetzt Buchstaben oder ganze Silben in einem Wort, lässt sie aus oder wiederholt sie. Ebenso kommen Versprecher und Wortverwechslungen vor, die vom Kranken meistens gar nicht bemerkt werden. Auch verändert sich die Handschrift. Manche Paralyseform äußert sich in Euphorie. Im psychischen Befund können Enthemmungserscheinungen mit Neigung zum Witzeln und ständige hypomanische Stimmungslage auftreten. Auch in ethisch-moralischer Hinsicht tritt oft eine Veränderung ein. Die Familie z. B. verwundert sich über früher unbekannte Rücksichtslosigkeiten, über brutalen Egoismus und maßlose Reizbarkeit des Erkrankten. Er wird nachlässig in seiner Kleidung und unanständig, ja sogar obszön in seinen Gesprächen. Die Verstandestätigkeit ist beeinträchtigt, die Reaktionszeit verlängert und die Auffassungsgabe erschwert. Durch Ausfall der Erinnerung entstehen Lücken im Gedächtnis, die durch Einbildungskraft ausgefüllt wird. Dadurch werden die Erinnerungen verfälscht und dies führt wiederum dazu, dass der Syphilitiker zu Größenwahn neigt.

Das Gemüt des Syphilitikers schwankt zwischen den affektiven Extremen: zwischen Wut und Liebeswürdigkeit, Verzweiflung und höchster Glückseligkeit. Dabei besteht ein krasses Missverhältnis zwischen Affektstärke und Ursache. Der Kranke lässt sich jedoch leicht beeinflussen; er wird leicht beruhigt und aufgeheitert.

Vor Ausbruch der Paralyse kommt es schon lange vorher zu neurasthenischen Auffälligkeiten, zur so genannten Präparalyse. Das heißt, die Paralyse beginnt schleichend und kann sich über Jahrzehnte hinziehen. Neben der Präparalyse gibt es noch den defektgeheilten Syphilitiker. Nach Kraepelin versteht man unter einer Remission ein Nachlassen der psychischen und physischen Krankheitserscheinungen, was sogar wieder zur Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit von lang anhaltender Dauer führen kann. Der Gehirnprozess, hervorgerufen durch die Spirochäten, wird nach erfolgreicher Behandlung zum Stillstand gebracht und auch die Psyche als solche beeinflusst. Die Krankheit kommt zum Stillstand, jedoch bleiben psychische Defekte zurück, deren Umfang wiederum ganz unterschiedlich sein können. Das ist der so genannte defektgeheilte Paralytiker.

Die Paralyse und bereits ihr Vorstadium, die Präparalyse, verursacht eine Abstumpfung der so genannten höheren ethischen und sozialen Normen. Bereits während der Präparalyse entsteht Größenwahn, der zur Realisierung drängt. Paralytiker sind wegen ihrer psychischen Schwäche und Haltlosigkeit nicht mehr fähig, den Trieben, Affekten und den äußeren Verführungen des täglichen Lebens zu widerstehen.

Einige Psychiater sind überzeugt, dass das Eindringen der Spirochäten ins Gehirn von hoch begabten Menschen und Künstlern zunächst einen Reiz verursacht, der zu einer enormen Leistungssteigerung führt. Auch deswegen, weil bei der beginnenden Präparalyse Schranken des Denkens und Fühlens abgebaut werden. Möbius z. B. glaubte, dass Nietzsche einige seiner Werke nicht ohne das Stimulanzium der Spirochäten und ihrer Toxine hätte schreiben können. Thomas Mann hat sich dieses Themas künstlerisch angenommen und im >Doktor Faustus< einen Romanhelden kreiert, der durch die Syphilis zu höchster künstlerischer Leistungsfähigkeit, ja Virtuosität gelangt, bis er schließlich an der progressiven Paralyse zu Grunde geht.

Dem Präparalytiker kann man ohne weiteres den Typ des Betrügers und Fälschers gegenüberstellen.<sup>1</sup> Baeyer, >Zur Genealogie psychopathischer Schwindler und Lügner<, Band VII, Leipzig 1935, teilt die Betrüger ein in:

1. Die pseudologischen Schwindler: Das sind Individuen, die aus gesteigertem Geltungsbedürfnis schwindeln, lügen oder fälschen. Sie sind gekennzeichnet durch gesteigerte Selbstwerterhöhung und durch eine abnorm gesteigerte Phantasietätigkeit.

2. Die sonstigen abnormen Schwindler: Sie versuchen in erster Linie ein bequemes Leben zu erreichen durch wenig Arbeit. Bei ihnen fehlt die Lust am Phantasiespiel.

Ansonsten haben beide Gruppen vieles gemeinsam. Beide sind eitle, selbstbewusste Individuen, die oft die Fähigkeit zum Selbstbetrug besitzen.

A. Krauss behauptet in seinem Buch >Psychologie des Verbrechers<, Tübingen 1884, dass die Betrüger auch eine gewisse Neigung zur Hochstapelei besitzen, und schreibt: „Diese Individuen [...] verdanken ihren Hang [zur Hochstapelei] einem aristokratischen Grundzug ihrer Natur. [...] Sie drängen sich unbefugt in die höheren Gesellschaftskreise ein, um allein durch die Blindheit der Menschen geschützt, auf Kosten derselben zu leben. Was kann sie nun in aller Welt zu solchem Unterfangen treiben und ermutigen? Vor allem eine in ihnen wohnende Eitelkeit, welche sich auf das

---

<sup>1</sup> Siehe >Betrug und Urkundenfälschung bei progressiver Paralyse<, Inaugural-Dissertation von Hildegunde Fanderl, München 1964; und >Progressive Paralyse - Verlaufs- und Korrelationsstudien<, von Prof. Dr. Wilhelm Zeh, Stuttgart 1964.

Bewusstsein des Talents, eine Trugrolle durchzuführen, sowie auf eine gewisse aristokratische Schule stützt.“

Hans von Hentig, >Zur Psychologie der Einzeldelikte<, Tübingen 1957, charakterisiert den Betrüger wie folgt: „Von den Wesenszügen des Betrügers steht die Kunst der Verstellung obenan. Er selbst ist ein Teil der Welt, die er irreführt. Man könnte sagen, dass er zuerst sich täuschen muss, um andere täuschen zu können. [...] Was ihn auszeichnet, ist instinktive Menschenkenntnis und tierhaftes Gefühl für jede leichte Schwingung menschlicher Beziehung. [...] An seine Suggestivkraft, die sich gegen eine Einzelperson und nicht die unbestimmte Masse richtet, werden härtere Ansprüche gestellt. Dazu gehört in erster Linie hohes Selbstbewusstsein und zweitens der Drang zum Handeln, das den Täter tief innerlich befriedigt, einem bewussten oder unbewussten Vakuum der Gefühle abhilft. [...] In der Hauptsache sind es Gedächtnisleistungen und hypomanisches Temperament, die den Schwindler intelligent erscheinen lassen.“

Lombroso charakterisiert den Betrüger folgendermaßen: „Die Betrüger sind - wie die Spieler - sehr abergläubisch und ausschweifend; übrigens mehr als die anderen Verbrecher einer sehr guten, aber auch sehr schlechten Handlung fähig; dazu bigott und heuchlerisch, süßlich, von wohlwollendem Äußeren, eitel und verschwenderisch mit ihrem unredlich erworbenen Reichtum, sehr oft Simulanten, oft wirklich irr, oft auch beides zugleich.“

Was wussten die Ärzte zu Rousseaus und Goethes Zeit von der Syphilis?<sup>2</sup>

In dem Büchlein >Die Syphilis< von Dr. med. Wolfgang Bohn habe ich höchst aufschlussreiche Informationen über den Verlauf und die Heilung der Syphilis gefunden, die bereits zu Goethes Lebzeiten vielen Ärzten bekannt waren.

Im Kapitel >Erscheinungen der Syphilis auf den Schleimhäuten< lesen wir: Die gleichmäßige Beschaffenheit der Schleimhäute bedingt es, dass die Erscheinungen auf den Schleimhäuten nicht so vielfältiger Natur sind, wie die auf der Oberhaut. Die Flecken auf der Oberhaut werden vertreten durch stärkere Rötungen der Schleimhaut, die Knötchen durch erhobene Schleimhautstellen, so genannte Plaques oder breite Condylome. Sie bleiben geschlossen und mit derben Hautzellen dick weiß belegt, oder bilden sich zu oberflächlichen Geschwüren um. Auf der zarten Schleimhaut gibt es keine Eiterpusteln, sondern nur Geschwüre.

Die Geschwürformen nehmen auf der Schleimhaut einen raschen Verlauf und tragen die Gefahr größerer Zerstörungen in sich. Die größten Fährlichkeiten bestehen an faltigen und versteckten Stellen, wie in der Nasenhöhle.

Oberflächliche Schleimhautentzündungen gehören schon zu den frühesten Krankheitszeichen der Mundhöhle, der Mandeln, des Gaumens und Zäpfchens. Diese Zeichen treten schon in der vierten bis fünften Woche nach der Ansteckung hervor, und sind häufig das erste Krankheitszeichen überhaupt. Der Kranke hat das Gefühl der Trockenheit im Halse, besonders des Morgens, der weiche Gaumen, Zäpfchen und Mandeln sind gerötet, die Röte breitet sich bis auf die hintere Rachenwand aus.

Besonders Kennzeichen, dass die Rötung gerade syphilitischen Ursprungs ist, gibt es nicht. Erst das Auftreten anderer sicherer Erscheinungen bringt die Aufklärung. Die Rötung ist häufig von einer starken Anschwellung begleitet, sodass Schlingbeschwerden auftreten können, und von Sausen und Klingen in den Ohren als Zeichen, dass die eustachische Ohrtrumpete an der Schwellung teil hat.

---

<sup>2</sup> Entnommen aus: >Der Selbstarzt in der Syphilis oder deutliche Anweisung sich durch die einfachsten und in der kürzesten Zeit von allen Formen der Syphilis radical zu heilen. Sammt Rathschlägen, das verlorene Zeugungsvermögen wieder zu erlangen<, von Dr. Julius Vogel, Wien 1849; und >Die Syphilis<, von Dr. med. Wolfgang Bohn, Leipzig o. J.; und >Teufel und Beelzebub – Syphilis und Quecksilber<, von Dr. med. E. Hartmann, Stuttgart, ca 1900.

Unter Kapitel >Die fortschreitende Gehirnerweichung< lesen wir: Die fortschreitende Gehirnerweichung besteht in dem Schwunde der grauen Rinde des Großhirns. Auch sie gehört zu den Spätfolgen der Syphilis, oder eigentlich der mit Quecksilber behandelten Syphilis. Die körperlichen Erscheinungen der Rückenmarksschwindsucht überwogen auch hier früher. Nunmehr hat eine Umbildung der Krankheit stattgefunden, durch die der ganze Prozess mehr auf das Feld der geistigen Gehirntätigkeit verlegt ist.

Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und gereizte Stimmung sind oft jahrelang die einzigen Erscheinungen. Dann tritt leichte Vergesslichkeit und geringe Merkfähigkeit auf. Leichte Lähmungserscheinungen der Gesichtsmuskulatur und Sprachstörungen infolge Lähmung der Zunge stellen sich ein. Es kommt zum Silbenstolpern, die Sprache wird verwaschen. Es treten Gehstörungen dazu.

[...] Die Kranken begehen allerhand lächerliche Handlungen, werden leichtsinnig und verschwenderisch, zeigen alle Zeichen des Größenwahns und verlieren alle Selbstkritik und alle moralische Regungen.

#### Die Quecksilberbehandlung

Das Quecksilber wurde von den Alten als eine entschieden giftige Substanz gefürchtet, und deshalb als Arzneimittel von ihnen nie angewendet. Selbst Dioscorides, der seine Zubereitungen aus Zinnober [Quecksilber] kannte, glaubte, es zerfräße die inneren Teile durch seine Schwere. Zinnober wurde nun äußerlich in Salbenform bei Verbrennungen, Ausschlägen und Augenkrankheiten angewendet. Erst Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wird eine Salbe aus verrührtem metallischen Quecksilber erwähnt, die bei verschiedenen Hautkrankheiten verordnet wurde, und wahrscheinlich schon seit dem 11. Jahrhundert in Gebrauch war. Die sarazenische Quecksilberpaste, die im 14. Jahrhundert sehr berühmt war, wurde bereits so massiv verwendet, dass Speichelfluss auftrat. Der Syphilis stand man anfangs machtlos gegenüber, hielt sie aber für eine Form der Lepra, und verordnete gegen sie als gegen eine Hautkrankheit die damals gebräuchlichen Quecksilbersalben, anfangs sehr vorsichtig, um den gefährlichen Speichelfluss zu vermeiden, bald aber roh und gedankenlos bis zum Eintritt starken Speichelflusses. Das Quecksilber ließ man damals in besonderen erhitzten Räumen verdampfen und einatmen, und verband so die an sich wohltätige Schwitzkur mit der zerstörenden, oft tödlichen Quecksilberkur. Die Fälle von Quecksilbervergiftungen mehrten sich bald derartig, dass diese Behandlung in Verruf kam und man zur Behandlung mit dem von Amerika eingeführten Guajakholz griff. Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts wagten sich wieder die Quecksilberanhänger, die Merkurialisten, vor und begannen damit, Zinnober in Pillenform zu verabreichen.

[...] Die Wirkung der grauen Quecksilbersalbe kommt zustande dadurch, dass das auf der warmen Körperhaut verteilte verriebene Quecksilber unter der Wäsche verdampft und luftförmig von der Haut aufgesaugt wird. Wie schon seit Jahrhunderten bekannt ist, wirkt die Vermehrung der Ausscheidungen an sich antisypilitisch. Quecksilber fördert die Speichelabsonderung, bewirkt Darmkatarrh und fördert den Schweiß. Es wird durch die Haut aufgenommen, aber auch wieder durch die Haut abgegeben. In warmen Ländern, wo also an sich die Hautausscheidungen stärker sind, heilt Syphilis bei vernünftigem Verhalten ohne jede Behandlung. Die Schwitzkuren und die Pflanzenbehandlung wirken in derselben Richtung. [...]

### Die Diagnose aus der Heilwirkung

Bei der Vielfältigkeit der Erscheinungen der Syphilis in den verschiedensten Organen sieht der eine Arzt im Falle einer Erkrankung häufig dort Syphilis, wo ein anderer nicht an diese Ursache zu denken wagt. Bei der zunehmenden Durchseuchung der Menschheit mit der Syphilis, die begleitet ist von einer immer milder werdenden Art der Erkrankung und immer größer werdenden Heilungstendenz, ist es auf der anderen Seite kein Wunder, dass auch bei Menschen, die gar nichts von einer Ansteckung bemerkt haben, manche quälende chronische Krankheitserscheinungen doch syphilitischen Ursprungs sein können.

### Homöopathische Quecksilberanwendung

[...] Die Wirksamkeit des Quecksilbers beschränkt sich also auf die Tatsache, dass es das Eiweiß der Gewebe vor weiterem Zerfall schützt. Wirklich heilen kann es nicht. Es liegen keine Beweise vor, dass es das Gift zerstört oder aus dem Körper austreibt.

Die Fähigkeit, Eiweiß zu binden, kommt übrigens dem Quecksilber nicht allein zu, in geringerem Maße besitzen sie auch das ihm an Giftigkeit wenig nachstehende Blei und wahrscheinlich die meisten Schwermetalle. Es ist also zu erklären, dass auch andere Metalle, besonders die Goldsalze in die Behandlung der Syphilis Eingang gefunden haben. Sie sind bald wieder von der Bildfläche verschwunden, das Quecksilber ist geblieben. Die beiden Forderungen: das Syphilisgift zu zerstören und auszuschleiden, können sie sämtlich nicht erfüllen, das vermögen nur die Entziehungskuren und die Schwitzkuren oder Ausscheidungskuren im weiteren Sinne. Die reine Syphilis aber ist keine gefährliche Krankheit und kann, wenn es sich nicht gerade um elende, schwächliche Personen handelt, dauernd und ohne Nachteile geheilt werden. Schwere Schäden bis zum tödlichen Ausgange entstehen durch den Missbrauch des Quecksilbers.

Es drängt sich die Frage auf, ob es nicht möglich ist, sich des Quecksilbers zu bedienen, ohne sich seinen Nachteilen auszusetzen. Dies könnte geschehen durch beträchtliche Verminderung der Arzneimenge bei Erhöhung der Wirksamkeit. Die Homöopathen haben diesen Weg betreten, mit niederen Potenzen (3-6) des Quecksilbers vorzügliche, durch keine Nachteile getrübe Erfolge erzielt, besonders bei den Spätformen der angeborenen Syphilis, aber auch in ganz frischen Fällen. Die Form der Anwendung empfiehlt sich besonders, wenn es gilt, dem Gewebszerfall, der edle Teile zu zerstören droht, rasch Einhalt zu tun, oder bei Personen, deren Reaktionskraft darniederliegt und eines Anstoßes bedarf. Hätte man die Gewissheit, dass andere Mittel immer rasch genug wirken, so könnte man auch auf das stark verdünnte Quecksilber verzichten; so lange dies aber nicht der Fall ist, ist es besser, von zwei Übeln das kleinere zu wählen, als aus Prinzipienreiterei einen Menschen lebenslänglicher Entstellung auszusetzen.

### Die Bewegung gegen das Quecksilber

Schon in der ersten Zeit der Syphilis gab es Ärzte, die das Quecksilber nicht anwandten, sondern verwarfen. Eine Reihe hervorragender Ärzte im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts nannten es unzuverlässig und fürchteten seine Giftwirkung. Die bald einsetzende Guajakbehandlung vermehrte die Zahl seiner Gegner. Die trotzdem bald einsetzende Quecksilbermode wurde als eine unheilvolle Kur während dreier Jahrhunderte empfunden und trotzdem man sie milder gestaltete, und anstelle des Dampf- und Einatmungsverfahrens und der rohen Schmierversahren innerlich nur geringe Dosen anwandte, begann ein einfaches diätetisches Verfahren immer mehr Anhänger zu bekommen. Englische Militärärzte hatten in Portugal und Spanien, wo ein wärmeres Klima den Schweißausbruch begünstigte, gelernt, dass Syphilis auch ohne Quecksilberanwendung wohl heilbar sei. Zwei berühmte englische Ärzte, die ihre

Kranken – Soldaten - lange beobachten konnten, hatten bei hundert so geheilten Kranken nur 6 Rückfälle, von denen 5 ohne Quecksilber noch geheilt wurden, der sechste bei Gebrauch von Quecksilber schließlich auch genaß. Syphilis aller Formen wurde ohne Merkur [Quecksilber] gründlich geheilt und die Berichte darüber stammten aus den verschiedensten Krankenhäusern Europas. Am meisten Gewicht legte man damals auf Bettruhe und eine strenge Diät. Nicht nur primäre, sondern auch sekundäre Formen fanden Heilung. Ein Dr. Wilhelm in München machte 1830 seine günstigen Erfahrungen bekannt. Er heilte durch Steigerung aller Ab- und Aussonderungen, Diät, Ruhe, Reinlichkeit und vermehrte Temperatur jede syphilitische Krankheitsform schön und vollkommen. Die Kranken wurden schneller gesund, bekamen ein gutes Aussehen und blieben frei von Rückfällen. Aus den Militärkrankenhäusern Frankreichs war der Merkur [das Quecksilber] ganz verbannt. [...] Die berühmten Untersuchungen Desruelles erstreckten sich über mehr als 1.000 Kranke. Innerhalb von etwa 40 Jahren erbrachten die Ärzte der europäischen Krankenhäuser den unzweifelhaften Beweis, dass venerische Erkrankungen ohne Merkur heilbar sind, dass eine milde vegetabilische Diät die Grundlage jeder Kur zu bilden habe, dass die einfache Behandlung am wenigsten Rückfälle zu verzeichnen hätte. Schwedische Ärzte berichteten über annähernd 50.000 Fälle und rühmten den bedeutend schnelleren und besseren Heilungsverlauf der nicht mit Quecksilber Behandelten. Die Diätkur ist am wirksamsten, wenn vorher noch kein Versuch mit Quecksilber gemacht worden war.

#### Heilquellenbehandlung

Eine ganze Reihe von natürlichen Quellwässern, die als Brunnen oder zum Bade verwendet werden, gelten als Heilmittel gegen die Syphilis, mehr noch freilich gegen die Quecksilbervergiftung. Denn die Badeärzte und die gelehrten Balneologen haben so wenig Vertrauen zur Heilkraft ihrer Brunnen, und stehen so sehr im Banne der Quecksilbers, dass sie in ihren Heilmitteln nur Unterstützungsmittel für Quecksilberkuren sehen. Sie geben aber zu, dass der Gebrauch der Brunnenkuren imstande ist, den Ausbruch der Hauterscheinungen bei konstitutioneller Syphilis zu befördern, überhaupt die verborgene, oft nur vermutete Syphilis zum Ausbruch zu bringen. Das ist natürlich ein großer Vorteil, denn der Ausbruch der Hautausschläge bedeutet die beginnende Reinigung und Heilstrebung des Körpers. Die heißen Bäder wiederum werden für geeignet gehalten, die Haut zu stärkerer Tätigkeit und zum Schweißausbruch anzuregen. Endlich, so sagt der Hauptvertreter dieser Richtung, Professor Kisch, vermögen wir Nutzen in jenen Fällen zu schaffen, wo die Kranken infolge veralteter [chronischer] Syphilis oder unzweckmäßiger Quecksilber- und Jodkuren sehr heruntergekommen sind, und es sich darum handelt, auf den Organismus erneuernd einzuwirken und einzelne Reste der Syphilis, wie Hautausschläge, Drüenschwellungen, Gelenk- und Knochenaffektionen zu beseitigen. Des größten Rufes erfreuen sich die Schwefelbäder, in erster Linie die Quellen von Aachen<sup>3</sup>. Es scheint, dass der Schwefelgehalt bei Quecksilbervergiftung die Quecksilberlösung steigert, im Übrigen ist natürlich die Hitze der wichtigste Heilfaktor. Auch Kochsalzheißwässer und andere haben günstige Wirkung.

[...] Zur Trinkkur verwendet man alkalische Bitterwässer und Kochsalzbrunnen, weil diese starke Ausscheidungen durch den Darm und die Nieren begünstigen.

Als Kurzeit wird die wärmere Jahreszeit, zur Winterszeit werden südliche Kurorte empfohlen. Bekannt ist ja, dass in den Tropen Syphilis oft genug ohne jede Kur heilt, und dass man im warmen Ägypten zu den natürlichen Einwirkungen des Klimas einst nur den Gebrauch von frischem Leinöl hinzuzufügen pflegte<sup>4</sup>.

---

<sup>3</sup> Heißwässer, wie die heißen Quellen von Wiesbaden.

<sup>4</sup> Goethe war mehrere Jahre nach seinem Italienaufenthalt von den Auswirkungen seiner Syphilis-Erkrankung beschwerdefrei.

### Dr. Desruelles' einfache Behandlung der Syphilis

Die einfache Behandlung wurde angegeben in dem Buche des französischen Forschers Desruelles, der seine ausführlichen Beobachtungen über die quecksilberfreie Behandlung zu einer Zeit veröffentlichte, als durch die schweren Gefahren der Quecksilberkur veranlasst, zahlreiche Ärzte sie aufgegeben hatten, und in mehr als 600.000 Beobachtungen günstige Erfolge niedergelegt worden waren.

Die Hauptregel in der Behandlung der venerischen Krankheiten, die man damals nicht besonders voneinander unterschied, besteht in der Beobachtung der strengen Regeln der Gesundheitslehre und einem zweckmäßigen diätetischen Verhalten mit vernünftiger Anwendung von Heilmitteln. Die Diät oder der Gebrauch einer leichten, der Ruhe des Körpers und des Geistes angemessenen Nahrung, der Genuss blutreinigender Tränke, die Gleichheit der Temperatur, dies alles bewirkt die Reinigung der [Körper-]Säfte, denn die Aussonderungen nehmen alles Unreine mit, und es werden nur solche Substanzen in den Körper geführt, welche überall die Reizbarkeit vermindern, sowie die zu schnelle Aufnahme der flüssigen Stoffe verzögert. Je mehr ihr unreinen Körpern Nahrung gebt, sagt Hippokrates, desto mehr Übel verursacht ihr in ihnen. Dieser Lehrsatz findet hier die richtige Anwendung.

Die Behandlung der venerischen Krankheit kann in drei Stufen geteilt werden: die Vorbereitung, die Umänderung, die Heilung.

Die Vorbereitung: [...] Eine alte gute Regel und Sitte ist es, den Geschlechtskranken aus seinem oft recht lebhaften Lebenskreise auszuschalten, ihn zuerst als einen akuten Schwerkranken anzusehen und ihm Bettruhe zu verordnen. Die körperliche und seelische Ruhe und gleichmäßige Erwärmung befördert die Heilung sehr. Sind die akuten Erscheinungen vorüber, so kann der Kranke wieder seine Berufsarbeiten aufnehmen, falls er nicht längere Zeit sich einer Anstaltskur unterwerfen will. [...] Schon Desruelles empfiehlt als wichtigste entzündungswidrige Vornahmen den Gebrauch von Bädern; er lässt dieselben allerdings möglichst lange ausdehnen, in der Ansicht, dass kurze Bäder keinen großen Nutzen bringen. Man verlängert, sagt er, die Bäder auf mehrere Stunden, halte das Wasser immer in gleichmäßiger Temperatur und man erzielt damit besonders bei Entzündungen der Harnröhre, der Hoden, der Drüsen gute Erfolge. [...]

### Die Pflanzenbehandlung der Syphilis

Die Zahl der Heilpflanzen, die im Laufe der Jahrhunderte gegen Syphilis empfohlen wurden, und die immer dem einen oder dem anderen Beobachter als wahre Spezifika imponierten, beträgt etwa 150. Alle Weltteile und wilde, wie kultivierte Völker haben in diese Liste Pflanzennamen eingetragen, Indianer und Inder, Russen und Ungarn, die Neue wie die Alte Welt, Abendland wie Morgenland. Trotzdem ist die Zahl der wirklich hilfreichen Pflanzenmittel recht beschränkt geblieben. Es ist ja leicht zu verstehen, dass bei einer Krankheit, die die Neigung hat, besonders im warmen Klima und bei entsprechender Pflege und Ernährung in einiger Zeit leicht und dauernd zu heilen, auch jedes Mittel, das gebraucht wird, von einer Heilung gefolgt sein kann, ohne doch selbst die Heilung irgendwie verschuldet zu haben. So galt ja eine Zeit lang sogar das Opium als Heilmittel.

Sehen wir näher hin, so sind als wirksam gerade die Pflanzen empfohlen worden, die zur Klasse der scharfen, schweiß- und urintreibenden Mittel gehören, vom Guajaholz Amerikas bis zu den Fruchtschalen des Walnusbaumes und zu dem Gnadengraß unserer Flur. Selbst den Quecksilbergebrauch verbanden die alten Merkurialisten mit dem Gebrauche von Holz- und Wurzeltränken, und das durch ein Jahrhundert gefeierte Zittmannsche Dekokt enthielt nur noch Spuren oder meist gar kein Quecksilber und stellte einen stark konzentrierten Holztrank dar. Mit dem

Zittmannschen Pflanzentrank haben Hunderte von Ärzten Tausende von Syphiliskranken geheilt. Es grenzt, sagt ein Arzt des anfangenden 19. Jahrhunderts, ans Unglaubliche, was der methodische Gebrauch in vielen eingewurzelten und hartnäckigen Fällen sekundärer Syphilis leistet. Es war lange Zeit Geheimmittel, wie die Pflanzensirupe, mit denen am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wahre Glanzkuren geleistet wurden.

Unter den Pflanzenmitteln standen lange an erster Stelle das Dreigestirn: Guajakholz, Sarsaparillwurzel, Sassafrasholz. Sie stammten aus Amerika und waren recht teuer. Deshalb setzten heimische Ärzte, die in alter Zeit ja auch das Fach der Botanik zu beackern pflegten, an ihre Stelle bald drei heimische Wurzeln: Sandsegge, Klette und Seifenkraut. Hufeland war es, der für gewisse Fälle den abendländischen Lebensbaum und die Rinde des Seidelbastes empfahl.

Auf derselben Linie der schweiß-, urin- und stuhlfördernden Wirkung liegen nun fast alle geheimen und nichtgeheimen Pflanzenmittel gegen Syphilis, von denen einige noch besonderer Erwähnung verdienen, allerdings unter Wahrung der Tatsache, dass sie weder Spezifika darstellen sollen, noch dass sie etwas anderes als die Ausscheidung des Syphilisgiftstoffes ebenso wie des Quecksilbers fördernde Hilfsmittel neben der Kur mit äußeren Naturheilmitteln, Schwitzbädern und Packungen sein können.

#### Daphne Mezereum – Seidelbast

Ein kleiner Strauch in den Wäldern des größten Teiles von Europa mit frühzeitigen, wohlriechenden pfirsichroten Blumen, welche zu 2 und 3 in den Blattachsen der im vorigen Jahre abgefallenen Blätter sitzen, und aus welchen rote, rundliche, erbsengroße Früchte folgen. Man benutzt vorzüglich die Rinde des Stammes. Sie ist frisch grünlich oder rötlich, wird trocken außen bräunlich oder grüngelb mit dunklerem Streifen und Punkten. Der Geruch der Rinde ist unbedeutend, der Geschmack scharf, stark und nachhaltig brennend. Auf die Haut gelegt, rötet sich dieselbe und entzündet sie, wirkt blasenziehend. Innerlich in kleinen Gaben verursacht sie ein Gefühl von Wärme im Unterleib, wirkt reizend in Magen und Darmkanal, wirkt abführend, speichel- und urinfördernd. In größeren Gaben wirkt sie stark giftig, kann tobringende Entzündungen des Magens und Darmes hervorrufen.

Innerlich benutzt man die Abkochung oder Tinktur der Rinde. Sie ist, ganz besonders von dem großen Hufeland empfohlen als bestes Mittel gegen den syphilitischen Knochenschmerz. Sie wird aber überhaupt von den alten Ärzten bei Behandlung der syphilitischen Haut- und Knochenerkrankungen benutzt.

Man gibt von der in homöopathischen Apotheken hergestellten Tinktur steigend 5 – 20 Tropfen dreimal täglich. Das Rezept Hufelands fordert eine Abkochung von 5 – 15 Gramm Seidelbastrinde mit 20 Gramm Süßholz und 500 Gramm Wasser eingekocht auf 200 Gramm, wovon täglich 2 – 4 mal 1 Esslöffel zu nehmen ist.

#### Die Wasserbehandlung des weichen Schankers

Die Grundlage der naturgemäßen Behandlung bildet die Absicht, die Reinlichkeit, die Basis aller Gesundheit, innerlich und äußerlich, auf der Haut wie im Blute wieder herzustellen. [...]

Meistens wird der Kranke seinem Berufe nachgehen können, aber stärkere körperliche Anstrengungen, Turnen, Reiten, Tanzen wird er vermeiden müssen. Die Kleidung werde so eingerichtet, dass die Haut dauernd düstet, lieber schwitzt als friert. In der Stube halte man auf ziemliche Wärme bis heran an 20 Grad R. = 25 Grad Celsius von 20 bis 25 Grad R. wöchentlich zweimal und einem oder zwei Vollbädern von 26 bis 28 Grad R.

Die wichtigste Heilanwendung ist das Sitzbad. Man lässt den Kranken im Hause und gut gewärmten Zimmern täglich 2 Sitzbäder nehmen, die eine laue Temperatur von

etwa 22 bis 24 Grad R. haben sollen, und in denen der Kranke je nach seiner Konstitution 5 bis 10 Minuten bleibt. Durch sie wird das Geschwür dauernd rein gehalten und Stauung und Weiterleitung des Eiters zu den Lymphdrüsen verhindert.

Der erkrankte Teil bedarf natürlich eines Verbandes, der in Form eines feuchten Wickels ausgeführt wird. Es sollen nicht einfach kalte Umschläge sein, sondern feuchte Wärme erzeugen, die das Krankheitsgift aus dem Körper herauslocken. [...]

#### Die Diätetik des Gemütes als Kurmittel

Die Ansteckung mit einer Geschlechtskrankheit setzt voraus, dass der Betroffene entweder selbst außerhalb der Ehe Verkehr mit einer angesteckten Person gehabt hat, oder dass er oder sie in der Ehe vom anderen Ehepartner, der sich seiner Erkrankung meistens nicht bewusst ist, angesteckt wurde. Im ersten Falle liegt vom streng sittlichen, besonders auch vom religiös-sittlichen Standpunkte aus eine Schuld vor, im zweiten Teil ein Unglück. Über beides soll man nicht in Verzweiflung stürzen. Die Zahl der Selbstmorde aus dem Glauben heraus, nie mehr gesund werden zu können und am Ende der Gehirnerweichung [progressiven Paralyse] verfallen zu müssen, ist wahrlich groß genug. Und fast jeder derartige Selbstmord war im Grunde unnötig, beruhte lediglich auf Unkenntnis der wahren Verhältnisse, oder war ein Opfer, das einer falschen Behandlung gebracht wurde. Überreich ist das Schrifttum über giftfreie, vor allem quecksilberfreie Behandlung der Syphilis. [...]

Wer also das Unglück gehabt hat, sich anzustecken, der lasse die Hoffnung nicht sinken. Er befreie sich von dem Gedanken der Unheilbarkeit und benutze die Zeit, in der ihm sittliche und gesundheitliche Rücksichten aufs strengste jede weitere geschlechtliche Betätigung verbieten, um überhaupt einmal über Fragen nachzudenken, die er bisher seinem Leichtsinne, seinem Durst nach Lebensgenuss oder der Gleichgültigkeit und Gewohnheit untergeordnet hat. Denn auch seine Seele ist krank geworden und bedarf einer gründlichen Kur. In einem Buche (Selbstheilung der kranken Seele durch Erkenntnis und Vertiefung) werde ich versuchen, einen Weg zu zeigen, der uns von Seelennot und Verzweiflung, von sittlichen Schwächen und vom Lebensleide heilen kann. Die Zeit der Muße, die eine Erkrankung gewährt, ist die rechte Zeit auch zu dieser Kur und das Bewusstsein einer Schuld für viele ein starker Hebel zu weiterer Entscheidung und seelischem Fortschritt.

Das wichtigste natürliche Heilmittel im Kampf gegen die Syphilis war die Wärme oder anders gesagt das Fieber. Die Ärzte erkannten bereits im 18. Jahrhundert, dass Infizierte in heißen Ländern, wie in Südfrankreich, Italien oder Spanien ohne Medikamente, offensichtlich nur durch Hitze die Krankheit überwandten. Eine natürliche Abwehrmaßnahme des Körpers bildet bekanntlich das Fieber. Bei Karl Pönitz lesen wir unter Kapitel VII<sup>5</sup>:

„Welche Gründe sind es nun, die sog. Defektheilungen der Paralyse bedingen? Die Beantwortung der Frage ergibt sich, wenn wir die Frage anders formulieren: Was können wir denn von einer Fieberbehandlung der Paralyse erwarten? Was dürfen wir von einer solchen Behandlung nicht verlangen?

Wir müssen uns vor Augen halten, dass die Fieberbehandlung der Paralyse ja im wesentlichen empirisch [durch Erfahrung] entstanden ist. Zum Ausbau der Methode führte ja die Beobachtung, dass Paralytiker, die interkurrent fieberhaft erkrankten, besonders dann, wenn es sich um manische Formen handelte, in der Regel zu remittieren pflegten. Deshalb ging das Bestreben dahin, künstlich Fieber zu erzeugen. Man hatte ursprünglich in der Hauptsache wohl daran gedacht, dass das Fieber als solches, die erhöhte Temperatur das Wesentliche der Erfolgs ausmachten, dass unter

---

<sup>5</sup> >Der defektgeheilte Paralytiker<, von Prof. Dr. Karl Pönitz, Halle a. d. Saale, in: >Ergebnisse der gesamten Medizin, hrsg. von Prof. Dr. Th. Brugsch, XIV. Band, 1930.

dem Einfluss der erhöhten Temperatur die Spirochäten abgetötet werden. Zweifel gegen diese Annahme mussten aber durch die Beobachtung entstehen, dass auch Paralytiker, die wenig oder kurz fiebern, außerordentlich günstige Remissionen haben können, und auch mancherlei andere Feststellungen Jahnels mussten bedenklich machen. Und so ist immer mehr die Ansicht in den Vordergrund getreten, dass nicht das Fieber als solches das Wesentliche darstellt, dass vielmehr die künstlich gesetzte Infektion die nach der Theorie von Hauptmann beim Paralytiker ja besonders schwachen Abwehrkräfte wieder zu stärken im Stande ist, dass es somit im Körper zu einem neuen Kampf gegen die Spirochäten kommt. Worin auch die Wirkungsweise besteht, das Ziel muss in erster Linie die Abtötung der Spirochäten im Gehirn sein; und wir dürfen annehmen, dass mit der Fieberbehandlung weitgehend dies gesteckte Ziel erreicht wird. Anatomische Befunde der Wiener Schule – ich nenne besonders die Namen von Sträubler und Koskinas – lassen es als sehr wahrscheinlich erscheinen, dass tatsächlich die Spirochäten durch die Fieberbehandlung beeinflusst werden. Ob es sich dabei im Einzelfall um eine Abtötung aller Spirochäten handelt, ob die Spirochäten durch die Fieberbehandlung nur dezimiert werden, ob dann die restierenden Spirochäten nur für längere Jahre oder Jahrzehnte kampfunfähig gemacht worden sind, können wir vorläufig nicht mit Sicherheit sagen. Auf jeden Fall besteht aber die allergrößte Wahrscheinlichkeit, dass der parasitologische Prozess im Gehirn zu einem Stillstand gebracht werden kann, wenn die Einwirkung auf die Spirochäten auch nicht in allen Fällen und nicht in vollem Maßstabe zu gelingen braucht. Die Spirochäten kampfunfähig zu machen, wird bei dem jetzigen Stand unserer Kenntnis vom Wesen der Paralyse also stets unser Hauptziel sein müssen. Vom parasitologischen Gesichtspunkt aus können wir uns also jedenfalls eine völlige Heilung der Erkrankung vorstellen; und es ist recht wahrscheinlich, dass uns diese, sei es nun für die Dauer, sei es für längere Jahre, auch in sehr vielen Fällen gelingt.

Die Frage nach der Beeinflussungsmöglichkeit der Paralyse darf nun aber nicht nur parasitologisch beantwortet werden, sie ist vielmehr auch vom anatomischen Standpunkt aus zu überlegen. Die Anatomen – es seien hier nur die Namen Niessl, Alzheimer, Spielmeyer, Janel, Jakob, Spatz genannt – weisen ja immer wieder darauf hin, dass wir es bei der Paralyse einmal mit einem Entzündungsprozess, zum anderen mit einem Degenerationsprozess zu tun haben.

Kein Zweifel wird darüber entstehen, dass die paralytischen Entzündungsprozesse im Gehirn zu einer Rückbildung gebracht werden können. Dass mit dem Abtöten der Spirochäten nach dieser Richtung hin ein Rückgang, bzw. eine Wiederherstellung eintritt, ist beispielsweise aus den Arbeiten von Sträubler und Koskinas zu ersehen. Wir können auch einen Schritt weiter gehen und wir können uns durchaus vorstellen, dass ein beginnender Degenerationsprozess in den Ganglienzellen der Hirnrinde, bzw. in den entsprechenden Nervenbahnen rückbildungsfähig ist. [...] Überschreitet der Degenerationsprozess gewisse Grade, die zahlenmäßig nicht fassbar sind, so entstehen eben Intelligenzdefekte, die nun wiederum – und das ist das Wesentliche für unsere Betrachtung – irreparabel sind. Anders ausgedrückt: Wenn in dem Zeitpunkt, in dem die Fieberbehandlung im Gehirn zu wirken beginnt, die Degeneration nur recht wenig fortgeschritten war, wenn noch eine Rückbildung und andererseits ein Ersatz der Funktionen durch andere Gehirnzellen möglich ist, dann wird man eine Heilung erwarten dürfen, die nicht nur im parasitologischen Sinne als Heilung anzusprechen ist, sondern auch im klinischen, d. h. in diesem Fall im psychologischen Sinne. In solchen Fällen kann man erwarten, dass der behandelte Paralytiker auch geistig wieder die alte Höhe oder doch fast die alte Höhe erreicht. Waren die Degenerationserscheinungen in diesem Zeitpunkt aber schon weit fortgeschritten, bzw. schreitet die Degeneration sehr rasch vor sich, also rascher als der Kampf gegen die Spirochäten sich auswirkt, so wird man vielleicht die Spirochäten abtöten können, man wird verhindern können, dass das

Zerstörungswerk der Spirochäten fortgesetzt wird, aber die anatomischen Defekte, die bereits entstanden waren, sind dann so beträchtlich, dass man es nicht nur mit Gehirnarben zu tun hat, die nur den Anatomen interessieren, dass vielmehr entsprechend auch psychische Defekte zurückbleiben. Und dann haben wir eben den Patienten vor uns, auf dessen außerordentliche klinische und soziale Bedeutung ich zuerst hingewiesen habe, den von mir „defektgeheilten Paralytiker“ genannten Patienten.“

Obwohl erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Medizin der Begriff des „defektgeheilten Paralytikers“ geschaffen wurde, ist mit Sicherheit davon auszugehen, dass es bereits viel früher, z. B. im 18. Jahrhundert, defektgeheilte Paralytiker gab! Ja es ist sogar mit Sicherheit davon auszugehen, dass es im 18. Jh. mehr defektgeheilte als geheilte Paralytiker gab, auch dass viel mehr Menschen an den Folgen ihrer Paralyse starben, ohne dass dies von den Ärzten erkannt wurde. Die Bäderkuren mit heißem Wasser bedeuteten ja nichts anderes als Wärmebehandlungen, als eine Art Fieberbehandlung. Falls im 18. Jahrhundert noch ein natürliches Fieber als Abwehrmaßnahme des Körpers hinzukam, konnte sogar ein Paralytiker wieder remittieren, d. h. seine Paralysepsychosen verschwanden wieder. Der Syphilitiker wurde anscheinend wieder gesund. Es blieben jedoch sogenannte Defekte zurück. Die gesundheitsbewussten Syphilitiker, zumeist die Adligen und die wohlhabenden Bürger, bekämpften durch regelmäßige jährliche Bäderkuren ihre Syphilis, um diese unter einem gewissen unschädlichen Niveau zu halten. Dies wurde im 18. Jahrhundert allerdings mehr geahnt als gewusst. Man bekämpfte nur die Symptome, wie zum Beispiel rheumatische Schmerzen oder Gelenkschmerzen, und erzielte damit unbewusst eine Reduzierung der Spirochäten im Körper. Goethe zum Beispiel kämpfte Zeit seines Lebens durch seine vielen Bäderkuren gegen die Syphilis in seinem Körper. Er besuchte alle Heilquellen, wo er sich gerade während seiner vielen Reisen aufhielt. Viele seiner Krankheiten waren Spätfolgen der Syphilis.

Die sogenannten „genialen Syphilitiker“ müssten daher richtiger heißen: „geniale defektgeheilte Paralytiker“.

## Dichtung und Wahrheit bei Jean-Jacques Rousseau

Als ich die >Bekenntnisse< von Jean-Jacques Rousseau gelesen hatte, wusste ich sofort – dank meines vorherigen intensiven Studiums von Goethes syphilitischer Krankheitsgeschichte – dass Rousseau ebenfalls Syphilitiker war. Mehr als verwunderlich ist wiederum die Tatsache, dass vor mir kein anderer Autor gewagt hat, diese These zu veröffentlichen. Es ist offensichtlich wie im Fall Nietzsche: die Nietzsche-Verehrer glaubten im vorigen Jahrhundert, einige vielleicht auch noch heutzutage, ihr Ideal damit zu beschmutzen. Aber es geht nicht an, dass die Wahrheit aus Angst vor eventuellen Nachteilen absichtlich verheimlicht oder gar verschleiert wird. Sowohl Nietzsche als auch Rousseau waren nur Menschen; und kein Mensch ist unfehlbar oder allwissend. Beide haben nicht die Weisheit allein gepachtet oder gar die absolute Wahrheit gewusst und niedergeschrieben. Ich bin sogar der Überzeugung, dass Goethe, Nietzsche und Rousseau in der Achtung ihrer progressiven Leser und Anhänger gewinnen, wenn ihre wahren Lebensumstände bekannt sind.

Jean-Jacques Rousseau liefert uns unbewusst die Indizien zur sicheren Diagnose seiner furchtbaren Krankheit in seinen >Bekenntnissen< selber. Ich zitiere nach der älteren Übersetzung von Levin Schücking mit Titel >Rousseau's Bekenntnisse<, Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. Diese Indizienkette für die Syphilis-Diagnose Rousseaus mag dem einen oder anderen Leser vielleicht etwas zu ausführlich und zu weitschweifig erscheinen. Ich halte sie durchaus für angebracht und wichtig, außerdem für überaus unterhaltsam. Ich bin überzeugt, Sie werden staunen.

Man kann sich an einem Menschen mit Syphilis infizieren, ohne mit ihm Geschlechtsverkehr zu haben. Zum Beispiel durch einen harmlosen Kuss, wie zwischen einem Sohn und seiner Mutter; oder indem man von dem gleichen Essgeschirr isst, das der Infizierte vorher im Mund hatte; oder durch einen Waschlappen, den der Syphilitiker vorher benutzte. Wenn Feuchtigkeit im Spiel ist, überleben die Spirochäten bis zu 2 Stunden! Das Bekenntnis Rousseaus, dass er mit Madame de Warens zuerst ein Verhältnis wie zwischen Mutter und Sohn gehabt habe, ist daher absolut glaubhaft. Rousseau zählt möglicherweise zu den so genannten „unschuldig“ Infizierten.

Der erste Hinweis einer Infektion (das I. Stadium) wird meist übersehen. Eine Entzündung an der Stelle, an der die Bakterien in den Körper gelangten: bei Rousseau wahrscheinlich der Mund. Die Symptome gleichen der einer Halsentzündung. Rousseau erzählt in seinen >Bekenntnissen<:

I. Band, drittes Buch, ab Seite 132: *„Die Art, wie ihr Haushalt [gemeint ist der der Madame de Warens] eingerichtet war, war gerade die, wie ich sie mir selbst gewählt hätte. Man wird mir glauben, dass ich sie mir zu Nutze zu machen wusste. Was mir weniger gefiel war, dass man sehr lange bei Tisch bleiben musste. Sie ertrug mit Mühe den ersten Duft der Suppe und der Gerichte. Dieser Geruch ließ sie fast ohnmächtig werden. Dieser Widerwille dauerte lange an. Nach und nach erholte sie sich, plauderte und aß nicht. Erst nach Verlauf einer halben Stunde versuchte sie den ersten Bissen. Ich hätte dreimal in dieser Zeit mein Mahl gehalten und ich war immer lange zu Ende, bevor sie begonnen hatte. [...] Vom ersten Tag an trat die innigste Vertraulichkeit zwischen uns ein; in demselben Grad, womit sie während ihres ganzen übrigen Lebens angedauert hat. „Kleiner“ hieß ich, „Mama“ nannte ich sie; und stets blieben wir Kleiner und Mama, sogar als die Zahl der Jahre den Unterschied zwischen uns fast verwischt hatte. Ich finde, dass diese beiden Namen wunderbar gut eine Vorstellung von der Art unseres Verkehrs, der Einfachheit unseres Betragens und*

*besonders der Beziehung unserer Herzen zueinander geben. Sie war für mich die zärtlichste der Mütter, welche nie ihr Vergnügen, sondern das, was zu meinem Besten war, suchte; und wenn sich Sinnlichkeit in meine Anhänglichkeit für sie mischte, so veränderte sie den Charakter dieser Anhänglichkeit nicht, sondern machte sie nur entzückender; desto berauschender war es, eine junge und hübsche Mama zu haben, die ich mit einer solchen Wonne liebkoson konnte. Ich sage liebkoson im eigentlichsten Sinne des Wortes; denn nie fiel es ihr ein, mit Küssen und den zärtlichsten mütterlichen Liebkosungen sparsam zu sein, nie aber kam es mir in den Sinn, Missbrauch davon zu machen. Man wird mir einwerfen, wir hätten ja doch am Ende andere Beziehungen zueinander gehabt. Dies räume ich ein, aber man warte es ab [nach der zeitlichen Folge]; ich kann nicht alles auf einmal sagen. [...]*

*Ich würde nicht enden können, wenn ich auf all die einzelnen Thorheiten einginge, welche der Gedanke an diese teure Mama mich begehen ließ, sobald ich nicht mehr unter ihren Augen war. Wie oft habe ich mein Bett geküsst, weil sie darin geruht; meine Vorhänge, alle Möbel meines Zimmers, weil sie ihr gehörten, weil ihre schöne Hand sie berührt – den Fußboden selbst, auf den ich mich niederstürzte, weil sie darüber geschritten. Zuweilen vergaß ich mich in ihrer Gegenwart sogar zu Thorheiten, welche nur die glühendste Liebe eingeben zu können schien. Eines Tages rief ich bei Tische in dem Augenblick, als sie einen Bissen in den Mund gesteckt hatte, ich hätte ein Haar gesehen. Als sie den Bissen auf ihren Teller wirft, ergreife ich ihn gierig und schlucke ihn hinunter<sup>6</sup>. Mit einem Wort: zwischen mir und dem leidenschaftlichsten Liebhaber gab es nur einen einzigen Unterschied, aber einen wesentlichen; und dieser macht meinen Zustand für die Vernunft fast unbegreiflich.“*



---

<sup>6</sup> Nicht nur durch Geschlechtsverkehr, auch durch Küsse, Benutzung der gleichen Ess- und Trinkgefäße und auch durch Häppchen, die der Syphilitiker bereits im Mund hatte, kann man sich mit Syphilis infizieren.

Ab Seite 137: *„Nichts von dem, was um mich geschah, nichts von dem, was man mich tun ließ, war nach meinem Geschmack, aber alles war nach meinem Herzen. Ich glaube, dass ich dahin gelangt sein würde, die Arzneiwissenschaft zu lieben, wenn mein Widerwille dagegen nicht närrische Auftritte veranlasst hätte, die uns ohne Aufhören ergötzen. Es ist dies vielleicht das erste Mal, dass diese Wissenschaft eine ähnliche Wirkung hervorgebracht hat. Ich behauptete, ein medizinisches Buch am Geruch erkennen zu können; komisch ist, dass ich mich selten darin täuschte. Sie ließ mich die abscheulichsten Drogen schmecken. Ich hatte gut Reisaus nehmen oder mich verteidigen; meinem Widerstand und den schrecklichen Gesichtern, die ich schnitt, mir und meinen Zähnen zum Trotz, musste ich, wenn ich diese reizenden beschmierten Finger sich meinem Mund nähern sah, ihn zuletzt doch öffnen und saugen<sup>7</sup>. Wenn ihr ganzer kleiner Hausstand in demselben Zimmer versammelt war, hätte man bei all dem Laufen und Geschrei und Ausbrüchen von Gelächter glauben sollen, dass man dort irgend eine Posse aufführe; nicht, dass man eben ein Opiat oder eine Latwerge mache.“*

Fünftes Buch, Seite 223: *„Durch einen anderen Zufall wurde ich krank. Die Krankheit war eine Entzündung, heftig und kurz; aber meine Wiederherstellung dauerte lange, und einen Monat hindurch war ich nicht im Stande auszugehen. Während dieser Zeit verarbeitete, verschlang ich meine Abhandlung über die Harmonie [gemeint ist: ein Werk Rameau's über die Harmonie, das Rousseau sich gekauft hatte]; aber sie war so lang, so verworren, so schlecht geordnet, dass ich fühlte, ich würde eine bedeutende Zeit bedürfen, um sie zu studieren und zu verstehen. Ich hörte mit meinem Bemühen auf und ließ meine Augen sich an Noten erholen. Die Kantaten von Bernier, an denen ich mich übte, kamen mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich lernte vier oder fünf davon auswendig, unter anderen die von den schlummernden Liebesgöttern, die ich seit dem nicht wieder gesehen und die ich fast noch vollständig im Gedächtnis behalten habe, ebenso wie den von der Biene gestochenen Amor, eine sehr hübsche Kantate von Clerambaut, die ich fast zur selben Zeit lernte.“*

Erst nach dem II. Stadium hatte der junge Rousseau Geschlechtsverkehr mit seiner geliebten „Mama“. Ich vermute, dass Frau von Warens bereits zu diesem Zeitpunkt wusste, dass Jean-Jacques durch sie mit Syphilis infiziert war.

Für Jean Jacques Rousseau, der seine Mutter im Kindbett verlor, war Madame de Warens ein seltener Glücksfall. Sie lieben sich wie Mutter und Sohn. Diese Liebe ist auch weiter nicht gefährlich, außer wenn Mama „die Deutschen“<sup>8</sup>, d. h. die Syphilis hat. Dies war Jean-Jacques Schicksal. Er hatte geglaubt, bei seiner jungen und hübschen „Mama“ den Himmel auf Erden gefunden zu haben. Leider war sein irdischer Himmel mit einer gefährlichen Krankheit infiziert.

Ich kann mich des Gedankens wirklich nicht erwehren: Madame de Warens gewährte ihrem „Kleinen“ die hohe Gunst der körperlichen Liebe als eine Art Entschädigung, als Wiedergutmachung dafür, weil sie ihn mit der Syph' infizierte. Rousseau führt lang und breit aus, dass sie diese Gunst, die sie auch anderen Männern gewährte, immer wieder einsetzte, um irgendwelche Absichten damit zu erreichen, niemals nur aus Spaß an der Freude. Diese vitale Enthemmung ist gleichzeitig ein Indiz dafür, dass die Syphilis bei Madame de Warens ins letzte Stadium, in eine sog. Hirnlues eingetreten war, d. h. die Spirochäten setzten ihr Zerstörungswerk im Gehirn fort.

---

<sup>7</sup> Irgend etwas muss sich in den Latwergen befunden haben, das ihm an seinen Zähnen unangenehm auffiel. Das wichtigste und effizienteste Antisyphilitikum zu damaliger Zeit war das Quecksilber. Wenn man es oral zu sich nahm, färbten sich die Zähne grauschwarz.

<sup>8</sup> Bei den Franzosen wurde die Syphilis „die Deutschen“ genannt, die Deutschen nannten sie „die Franzosen“.

Indizien in den >Bekenntnissen<, die für eine Syphilis-Infektion der Madame de Warens sprechen, sind folgende: Sie besuchte im Jahr 1725 die Bäder von Aix in Savoyen; sie hatte einen Brechreiz vor frisch gekochtem Essen; sie brauchte eine halbe Stunde, bis sie den ersten Bissen zu sich nehmen konnte; sie arbeitete ständig an der Zubereitung von Drogen und Latwergen; sie ließ durch ihren Vertrauten und Geliebten Claude Anet Kräuter sammeln, für welche Krankheit, das wird absichtlich verschwiegen. Claude Anet reiste einige Jahre vor Rousseau nach Montpellier, angeblich um botanische Studien zu betreiben. Montpellier galt im 18. Jh. als ein Zentrum der ärztlichen Heilkunst in Frankreich, vor allem was die Syphilis anbetrifft, was Rousseau auch erwähnt im Zusammenhang mit seiner Liebesaffaire mit Frau von Larnage. Claude Anet starb bald danach am 13. März 1734, was vermuten lässt, dass er hauptsächlich der Heilung wegen nach Montpellier fuhr.

Wir lesen weiter auf Seite 268: *„Meine abnehmende Gesundheit wirkte auf meine Laune und mäßigte die Glut meiner Einbildungskraft und ihrer Bilder. Mich schwächer fühlend, wurde ich ruhiger und verlor ein wenig die Reisewut. Ich blieb mehr daheim; und hier erfasste mich nicht die Langeweile, sondern die Schwermut; die Hypochondrie folgte auf die Leidenschaften; meine Abgespanntheit wurde Traurigkeit, ich weinte und seufzte über die wichtigsten Dinge; ich fühlte das Leben hinschwinden, ohne es genossen zu haben; ich seufzte über den Zustand [der völligen Armut], worin ich meine arme Mama [gemeint ist: Frau von Warens] lasse, über den, wo hinein ich sie im Begriffe sah zu geraten; ich kann sagen, dass mein einziger Kummer war, sie zu verlassen [zu sterben], während sie beklagenswert war. Schließlich wurde ich wirklich krank. Sie pflegte mich, wie nie eine Mutter ihr Kind gepflegt hat, und das war eine Wohltat für sie selbst, indem es sie von ihren Projekten ab- und den Projektmachern fernhielt. Welch süßer Tod, wenn er damals gekommen wäre! Wenn ich die Güter des Lebens wenig genossen hatte, so hatte ich auch wenig seine Schmerzen kennen gelernt. Meine friedliche Seele konnte scheiden ohne den grausamen Schmerz über die Ungerechtigkeit der Menschen, der das Leben und den Tod vergiftet. [...] Ohne die Unruhe, die ich über ihr Schicksal hatte, wäre ich gestorben, als ob ich eingeschlummert wäre, und diese Unruhe selbst hatte einen geliebten und zärtlichen Gegenstand, der die Bitterkeit derselben milderte. Ich sagte ihr: mein ganzes Sein liegt in deiner Hand; mache es so, dass es glücklich sei. Zwei oder drei Mal, wenn ich am schlimmsten daran war, trieb es mich in der Nacht auf, um mich in ihr Schlafzimmer zu schleppen und ihr Ratschläge zu geben, die, wie ich sagen darf, durchaus richtig und vernünftig waren, aber worin meine Teilnahme für sie mehr hervortrat als alles andere. Als ob die Tränen meine Nahrung und mein Heilmittel gewesen wären, stärkte ich mich an denen, die ich bei ihr weinte, mit ihr auf ihrem Bett sitzend und ihre Hand in der meinen haltend. Die Stunden flossen in diesen nächtlichen Unterredungen dahin, und ich ging von ihr in besserem Zustande, als worin ich gekommen; zufrieden und ruhig wegen der Versprechung, die sie mir gemacht, wegen der Hoffnungen, die sie mir gegeben, schlief ich ein, den Frieden im Herzen [...].*

*Mit all ihrer Sorge, Aufmerksamkeit und unglaublicher Anstrengung rettete sie mich, und es ist gewiss, dass sie allein mich retten konnte. Ich habe wenig Vertrauen auf die Medizin der Ärzte, aber ich habe großes auf die der wahren Freunde; das, wovon unser Glück abhängt, macht sich immer viel besser als alles andere. Wenn es im Leben ein süßes Glück gibt, so ist es das, welches wir empfanden, uns einander zurückgegeben zu sein. Unsere gegenseitige Anhänglichkeit wuchs nicht dadurch, das war nicht möglich; aber sie nahm etwas Innigeres, etwas in ihrer großen Einfachheit Rührenderes an. Ich wurde ganz ihr Werk, ganz ihr Kind und mehr, als wenn sie meine wahre Mutter gewesen wäre. Wir begannen unwillkürlich damit, uns nicht mehr zu trennen, gewissermaßen unsere ganze Existenz gemeinschaftlich zu machen [...].*

*Obwohl von meiner großen Krankheit genesen, hatte ich doch meine Kraft nicht wieder bekommen. Meine Brust [gemeint ist: Herz, Lunge und Blutgefäße] war nicht wieder hergestellt; ein Überrest des Fiebers blieb noch immer und machte mich hinfällig. Ich verlangte nichts mehr, als meine Tage in der Nähe derjenigen, welche mir teuer war, zu enden, sie in ihren guten Entschlüssen zu erhalten, sie fühlen zu lassen, worin der wahre Reiz eines glücklichen Lebens bestehe, ihr Leben zu einem solchen zu machen, so weit es von mir abhinge. Aber ich sah, ich fühlte selbst, dass die fortwährende Einsamkeit des Zweiseins in einem düsteren und tristen Hause auch am Ende trist werde. Das Gegenmittel dawider stellte sich wie von selbst ein. Mama hatte mir Milch verordnet und wollte, dass ich aufs Land ziehe, sie zu trinken. Ich war's zufrieden, falls sie mit mir gehen wolle. Es bedurfte nicht mehr, um sie zu bestimmen; nur die Wahl des Orts war noch zu treffen. [...] Nachdem wir ein wenig gesucht hatten, wählten wir die „Charmettes“, ein dem Herrn von Conzié gehörendes Gut vor dem Tore von Chambéry, aber abgelegen und einsam, als ob man hundert Meilen davon entfernt sei. Zwischen zwei ziemlich hohen Berghängen erstreckt sich von Nord nach Süd ein kleines Tal, auf dessen Grunde ein Wasserfaden [ein Bach] um Kiesel und Bäume rinnt. Das Tal entlang, auf halber Höhe des Berges, liegen einige Häuser zerstreut, ziemlich angenehm für den, der ein Asyl in einer etwas wilden Einsamkeit sucht. Nachdem wir zwei oder drei dieser Häuser gemustert, wählten wir endlich das hübscheste, das einem im Dienste stehenden Edelmann, namens Noiret, gehörte. Das Haus war sehr wohnlich. Davor ein Garten mit Terrasse, ein Weingarten darüber, ein Obstgarten darunter, gegenüber ein kleines Gehölz von Kastanienbäumen, eine Quelle dicht bei; höher in den Bergen Weiden zum Unterhalt des Viehs; mit einem Wort alles, was wir für die kleine Landwirtschaft, welche wir da treiben wollten, bedurften.*



*So viel ich mich der Zeit und der Umstände erinnern kann, nahmen wir gegen Ende des Sommers [wahrscheinlich des Jahres 1735] Besitz davon. Ich war am ersten Tage, an welchem wir dort schliefen, entzückt. O Mama, sagte ich zu meiner teuren Freundin, sie umarmend und mit Tränen der Rührung und Freude überströmend: dies ist der Aufenthalt des Glücks und der Unschuld.“*

Sechstes Buch, Seite 275: *„Die Landluft gab mir aber meine frühere Gesundheit nicht zurück. Ich siechte und es wurde nur schlimmer. Ich konnte die Milch nicht vertragen und musste sie aufgeben. Man hatte damals die Wasserkurwut; ich stürzte mich ins Wasser [ins Wassertrinken] und so unvorsichtig, dass ich mich beinahe von allem irdischen Leid geheilt hätte. Alle Morgen beim Aufstehen ging ich mit einem großen Becher zur Quelle und trank auf- und abgehend nach und nach so viel wie zwei Flaschen etwa. Den Tischwein gab ich ganz auf. Kurz, ich machte es so, dass ich mir in weniger als zwei Monaten vollständig den Magen verdarb, der bisher so gut gewesen war. Ich begriff, dass ich jetzt, ohne Verdauung, keine Hoffnung auf Heilung mehr hatte. Zur selben Zeit stieß mir etwas zu, das ebenso sonderbar an sich wie durch seine Folgen war, die nur mit mir aufhören werden [also lebenslänglich sind].*

*Eines Morgens – ich befand mich nicht schlechter als gewöhnlich – als ich eine kleine Tischplatte auf ihr Gestell hob, fühlte ich in meinem ganzen Körper eine plötzliche unbegreifliche Revolution. Ich weiß sie nicht besser zu vergleichen als mit einer Art Sturm, der in meinem Blut losbrach und sich im Augenblick aller meiner Glieder bemächtigte. Meine Adern begannen nicht allein so stark zu schlagen, dass ich fühlte, sondern dass ich es auch hörte und besonders das Schlagen der Schläfenadern. Damit verband sich ein großes Geräusch in den Ohren, und dies Geräusch war dreifach oder vielmehr vierfach, nämlich ein schweres und dumpfes Summen, ein Murmeln heller wie von rinnendem Wasser, ein sehr scharfes Pfeifen [Tinitus] und ein Puls klopfen, dessen Schläge ich leicht zählen konnte, ohne meinen Puls zu fühlen oder meinen Körper mit meinen Händen zu berühren. Dies innere Geräusch war so stark, dass es mir meine bisherige Feinheit des Gehörs nahm und mich nicht gerade taub, aber harthörig machte, wie ich es von da an geblieben bin. [...]*

*Ich hatte bis dahin viel im Schlafen geleistet. Die vollständige Schlaflosigkeit, welche sich mit all diesen Symptomen verband und sie bis jetzt beständig begleitet hat, überzeugte mich vollends, dass ich nur noch wenig Zeit zu leben habe. Diese Überzeugung beruhigte mich fürs erste über meine Kurbemühungen. Da ich mein Leben nicht verlängern konnte, so beschloss ich, den kurzen Rest so gut wie möglich auszubeuten, und das konnte ich Dank eines besonderen Gunst der Natur, die mich in einem so traurigen Zustand von Schmerzen frei hielt, die damit hätten verbunden sein müssen. Ich war von dem [Tinitus-] Geräusch belästigt, aber ich litt nicht davon; es war keine andere Unbequemlichkeit dabei als die Schlaflosigkeit während der Nächte und jederzeit ein kurzer Atem, der nicht bis zum Asthma wurde und sich nur fühlbar machte, wenn ich laufen oder ein wenig stark zugreifen wollte.*

*Der Anfall, der meinen Körper hätte töten müssen, tötete nur meine Leidenschaften [...]. Ich kann wohl sagen, dass ich nicht eher zu leben begann, als da ich mich als einen toten Menschen betrachtete. Indem ich die Dinge, welche ich verlassen sollte, in ihrem wahren Wert erblickte, begann ich mich mit edlerem zu beschäftigen [...].“*

Seite 280: *„Die Weinlese, die Obsternte ergötzen uns den Rest dieses Jahres und banden uns mehr und mehr an das Landleben inmitten der guten Leute [der Bauern], von denen wir umgeben waren. Wir sahen mit großem Bedauern den Winter kommen und kehrten in die Stadt zurück, als ob wir in die Verbannung gezogen wären. Ich besonders, der daran zweifelte, ob ich das Frühjahr wiedersehen würde, glaubte den Charmettes für immer Lebewohl sagen zu müssen. Ich schied, nicht ohne die Erde und die Bäume zu küssen und ohne mich mehrmals beim Fortgehen zurückzuwenden. Da ich seit langer Zeit meine [Musik-] Schülerinnen verlassen hatte, da mir der Geschmack an den Freuden und an den Gesellschaften der Stadt entschwunden war, so ging ich nicht aus und sah niemand, ausgenommen Mama und Herrn Salomon, der seit kurzem ihr*

*und mein Arzt geworden war, einen ehrenhaften gescheiterten Mann und großen Cartesianer, der ziemlich gut vom Weltsystem sprach und dessen angenehme und belehrende Unterhaltungen mir besser bekamen als alle seine Rezepte. [...] Nichts verschaffte mir freilich eine wesentliche Erleichterung, aber da ich keine lebhaften Schmerzen hatte, gewöhnte ich mich an das Siechtum, an die Schlaflosigkeit, an das Denken statt der Bewegung und endlich daran, das allmähliche und langsame Schwinden meiner Kräfte wie ein unvermeidlicher Prozess zu betrachten, den der Tod allein beenden könne.“*

Seite 282: *„Die Freude, womit ich die ersten Knospen [des Jahres 1736] sah, ist unbeschreiblich. Den Frühling wiedersehen, hieß für mich, im Paradies wieder auferstehen. Kaum begann der Schnee zu schmelzen, als wir unser Gefängnis verließen und uns auf den Weg nach den Charmettes begaben, um die ersten Nachtigallklänge zu genießen. Von da an gab ich die Todesgedanken auf und es ist in der Tat seltsam, dass ich nie bedeutende Krankheiten auf dem Lande gehabt habe. Ich habe viel gelitten, bin aber nie bettlägerig gewesen. [...]*

*Obwohl noch schwach, nahm ich meine ländlichen Beschäftigungen wieder auf, aber in einer Weise, die meinen Kräften entsprach. Es verdross mich herzlich, dass ich den Garten nicht ganz allein bestellen konnte, aber wenn ich sechs Spatenstiche gemacht hatte, war ich außer Atem, überströmt von Schweiß und konnte nicht weiter. Wenn ich mich bückte, verdoppelte sich mein Herzklopfen und das Blut stieg mir mit solcher Gewalt zu Kopfe, dass ich mich schnell wieder aufrichten musste. Gezwungen, mich auf weniger ermüdende Arbeiten zu beschränken, nahm ich mich unter anderem des Taubenschlages an und fasste eine so große Vorliebe dafür, dass ich oft, ohne mich zu langweilen, mehrere Stunden nacheinander dort zubrachte.“*

Seite 298: *„Im folgenden Winter [des Jahres 1736 auf 1737] kam Barillot aus Italien zurück. Er brachte mir einige Bücher mit, unter anderen den Bontempi und die >Cartella per Musica< des Pater Banchieri, die mir Interesse für die Geschichte der Musik und für die theoretische Ergründung dieser schönen Kunst einflößten. Barillot blieb einige Zeit bei uns und da ich seit einigen Monaten großjährig geworden, so wurde beschlossen, dass ich im nächsten Frühjahr nach Genf gehen solle, um das Vermögen meiner Mutter oder wenigstens, bis man wisse, was aus meinem Bruder geworden, den mir davon zukommenden Teil zu fordern<sup>9</sup>. Dies wurde ausgeführt und ich reiste nach Genf, mein Vater kam seinerseits dahin.“*

Rousseau erhielt sein Erbteil und händigte die bescheidene Summe angeblich vollständig seiner Mama aus. Der Rousseau-Forscher Francois Mugnier berichtet dazu in seinem Buch >Madame de Warens et J.-J. Rousseau – Étude historique et critique<, erschienen Paris 1891, Nachdruck Genf 1971: „Rousseau rentra à Chambéry avec son argent, diminué des frais et de ses dépenses personnelles.

[Auszug aus den >Konfessionen<:] *„Je volai porter le reste aux pieds de maman. Le coeur me battait de joie durant la route et le moment où je déposai cet argent dans ses mains me fut mille fois plus doux que celui où il entra dans les miennes. Elle le recut avec cette simplicité des belles ames qui faisant ces choses-là sans effort les voient sans*

---

<sup>9</sup> Rousseau kam mit der Chronologie etwas durcheinander, was kaum verwunderlich ist, da ihm schriftliche Aufzeichnungen, wie z. B. Briefe oder ein Tagebuch, ermangelten. Wenn er erst im „nächsten Frühjahr“, d. h. im Jahr 1738, nach Genf gereist wäre, um das Erbe seiner Mutter zu beanspruchen, hätte seine Reise nach Montpellier auch erst 1738 stattfinden können. Aus seinen Briefen ist jedoch belegt, dass seine Reise definitiv bereits 1737 stattfand. Richtig hätte er schreiben müssen: Da ich in einigen Monaten volljährig wurde, beschlossen wir, dass ich im Sommer [1737] nach Genf fahren solle, um das Vermögen meiner Mutter zu beanspruchen. Die ungenaue Chronologie ändert natürlich nicht das Geringste an der Syphilis-Diagnose.

*admiration. Cet argent fut employé presque tout entier à mon usage et cela avec une égale simplicité.*“

Le récit est attendrissant; est-il exacte? Certes, Rousseau devait à sa bienfaitrice des sommes bien plus importantes que celle dont il disposait à ce moment; mais il devait encore à M. Charbonnel sept cents livres environ, la moitié de ce qu'il avait reçu à Genève. Il est fort vraisemblable que le marchand exigera le paiement d'une grande partie au moins de sa créance et nous verrons bientôt que si Rousseau remit entre les mains de madame de Warens, une partie de son petit capital, ce ne fut qu'à titre de dépôt. La situation d'ailleurs dut être assez tendue entre elle et lui. Parti de Chambéry vers le 20 juillet il y fut de retour vers le 10 août [1737] et y trouva sa place prise, Wintzenried l'occupait.“

Sein Platz war - nach den Recherchen von Francois Mugnier - bereits im August 1737 von Wintzenried besetzt gewesen, nicht erst im Februar 1738, als er (angeblich) von Montpellier zurück kam.

Seite 299: *„Noch immer kehrte meine Gesundheit nicht zurück. Ich nahm im Gegenteil zusehends ab. Ich war leichenblass und mager wie ein Gerippe. Das Pulsieren meiner Adern war furchtbar, das Herzklopfen häufiger, ich war fortwährend kurzatmig und meine Mattigkeit ward schließlich so groß, dass ich Mühe hatte, mich zu bewegen. Ich konnte nicht rascher laufen, ohne zu ersticken; ich konnte mich nicht bücken, ohne Schwindel zu bekommen; ich konnte nicht die leichteste Last heben; ich war zur quälendsten Untätigkeit für einen so unruhigen Menschen, wie ich bin, gezwungen. Es ist gewiss, dass sich in alles das viel Hypochondrie mischte. Die Hypochondrie ist die Krankheit der glücklichen Leute, es war die meinige; die Tränen, die ich oft vergoss, ohne Grund zum Weinen zu haben; das lebhaftes Zusammenschrecken beim Rascheln eines Blattes oder dem Schwirren eines Vogels, die wechselnde Stimmung im ruhigen Verlauf des glücklichsten Lebens, alles dies bekundete jene Langeweile des Wohlseins, die sozusagen zu einer ausschweifenden Empfindsamkeit führt. [...] Als ich das Leben hätte recht genießen können, verhinderte meine verfallende Maschine [mein verfallender Körper, Anspielung auf >l'homme machine<, die Maschine Mensch] daran, ohne dass man sagen konnte, wo die Ursache des Übels ihren eigentlichen Sitz habe.“*

Hier ist es notwendig, noch einmal eine kurze Zusammenfassung der Indizien zu bringen, die eindeutig für eine Syphilis sprechen: Im fünften Buch ab Seite 223 berichtet Rousseau: „Die Krankheit war eine Entzündung, heftig und kurz, aber meine Wiederherstellung dauerte lange; und einen Monat hindurch war ich nicht im Stande auszugehen.“ Ab Seite 268 spricht Rousseau von „abnehmender Gesundheit“. Er fühlte sich schwächer, wurde deshalb innerlich ruhiger und verlor seine Reisewut, blieb mehr daheim. Hier erfasste ihn nicht die Langeweile, sondern die Schwermut, die Hypochondrie. Seine Abgespanntheit wurde Traurigkeit (Depression). Er bekennt: „ich weinte und seufzte über die wichtigsten Dinge“. Schließlich wurde er „wirklich krank“. Worin die Krankheit bestand, vermag er nicht anzugeben. Madame de Warens, von ihm liebevoll „Mama“ genannt, pflegte ihn, wie nur eine wirkliche Mutter ihr Kind pflegen kann. Die ominöse Krankheit war von Fieber und fieberhaften Delirien begleitet. Das Fallen eines Blattes und das Auffliegen eines Vogels versetzte ihn in panisches Erschrecken. Dies ist ein eindeutiges Zeichen einer Neurasthenie, die regelmäßige Begleiterscheinung einer Syphilis.

Im sechsten Buch, ab Seite 275 lesen wir: *„Die Landluft gab mir meine frühere Gesundheit nicht zurück. Ich siechte und es wurde nur schlimmer. [...] Eines Morgens -*

*ich befand mich nicht schlechter als gewöhnlich – als ich eine kleine Tischplatte auf ihr Gestell hob, fühlte ich in meinem ganzen Körper eine plötzliche unbegreifliche Revolution. Ich weiß sie nicht besser zu vergleichen als mit einer Art Sturm, der in meinem Blut losbrach und sich im Augenblick aller meiner Glieder bemächtigte. Meine Adern begannen nicht allein so stark zu schlagen, dass ich fühlte, sondern dass ich es auch hörte und besonders das Schlagen der Schläfenadern. Damit verband sich ein großes Geräusch in den Ohren, und dies Geräusch war dreifach oder vielmehr vierfach, nämlich ein schweres und dumpfes Summen, ein Murmeln heller wie von rinnendem Wasser, ein sehr scharfes Pfeifen [Tinitus] und das Puls klopfen, von dem ich rede, und dessen Schläge ich leicht zählen konnte, ohne meinen Puls zu fühlen oder meinen Körper mit meinen Händen zu berühren. Dies innere Geräusch war so stark, dass es mir meine bisherige Feinheit des Gehörs nahm und mich nicht gerade taub, aber harthörig machte, wie ich es von da an geblieben bin. [...] Ich hatte bis dahin viel im Schlafen geleistet. Die vollständige Schlaflosigkeit, welche sich mit all diesen Symptomen verband und sie bis jetzt beständig begleitet hat, überzeugte mich vollends, dass ich nur noch wenig Zeit zu leben habe. Diese Überzeugung beruhigte mich fürs erste über meine Kurbemühungen. Da ich mein Leben nicht verlängern konnte, so beschloss ich, den kurzen Rest so gut wie möglich auszubeuten, und das konnte ich Dank eines besonderen Gunst der Natur, die mich in einem so traurigen Zustand von Schmerzen frei hielt, die damit hätten verbunden sein müssen. Ich war von dem [Tinitus-] Geräusch belästigt, aber ich litt nicht davon; es war keine andere Unbequemlichkeit dabei als die Schlaflosigkeit während der Nächte und jederzeit ein kurzer Atem, der nicht bis zum Asthma wurde und sich nur fühlbar machte, wenn ich laufen oder ein wenig stark zugreifen wollte.“*

Mit diesen Angaben Rousseaus über seine rätselhafte Krankheit ist uns sogar eine genaue Diagnose möglich. In dem Buch >Amors vergifteter Pfeil< von Ernst Bäumler, erschienen Hamburg 1976, lesen wir ab Seite 115: „Nicht nur die Hirngefäße, auch die Gefäße anderer Organe, vor allem die große Körperschlagader, werden von den Treponemen angegriffen. Von ihnen gehen die großen Arterien im Körper aus. Der Angriffspunkt der Treponemen liegt nun meist im Aortenbogen, der sich von der Vorderseite des Brustraumes nach hinten bis zur Wirbelsäule dehnt; von dort führt die Schlagader abwärts ins Becken.

*Die syphilitische Infektion findet gemeinhin im ersten Stück des Aortenbogens statt: die Treponemen nisten sich im inneren Bindegewebe der Aderwand, der Intima, ein und beginnen mit ihrem Zerstörungswerk. Während das Gewebe der Aderwand beim gesunden Menschen elastisch ist und sich im Rhythmus des Herzschlags bläht und wieder zusammenzieht, macht die syphilitische Infektion dieses Gewebe spröde und narbig, es gibt nicht mehr nach. Die Herzarbeit findet an dieser Stelle keine Entsprechung mehr, der fortgesetzte Druck wird nicht mehr ausgeglichen, die Aorta „beutelt“ aus, d. h. es entsteht eine sackartige Ausbuchtung. Eine solche krankhafte Erweiterung – hervorgerufen durch eine Aortitis, eine Entzündung dieser Arterie – ist dann das gefürchtete Aneurysma.*

*In anderen Fällen gefährdet die Aortitis die Eingänge der Herzkranzarterien. Die Entzündung verengt die Öffnungen der Kranzgefäße, sodass die Blutzufuhr im überanstrengten Herzmuskel immer weiter nachlässt. Dies bedeutet empfindlichen Sauerstoffmangel, es kommt zu Anfällen von Angina pectoris, die mit jeder körperlichen Anstrengung wiederkehren. Diese Symptome werden unter dem Begriff „cardiovasculäre Syphilis“ zusammengefasst.*

*Im Anfangsstadium verursachen Infektionen der Aorta und Herzkranzgefäße oft nur geringe Störungen und sind klinisch überdies außerordentlich schwer nachzuweisen. Deshalb wurden in der Vergangenheit Fälle syphilitischer Aortitis*

(*Enderteriitis*) in frühen Stadien nur selten entdeckt. Röntgenuntersuchungen trugen in letzter Zeit sehr zur Frühdiagnostik solcher Krankheitsbilder bei. Vorher registrierten zumeist erst die Pathologen auf dem Sektionstisch diese Krankheitserscheinungen.

Eine Reihe von Dermatologen ordnet die kardiovaskuläre Syphilis und eine gelegentlich gleichzeitig auftretende zerebrale Syphilis nicht dem dritten Stadium der Erkrankung zu. Sie unterscheiden - nicht zuletzt der fließenden Übergänge wegen – nur zwischen Früh- und Spätsyphilis. Zur Frühsyphilis zählen nur das erste und zweite Stadium; der Komplex der Spätsyphilis umfasst sämtliche Erscheinungen, die sich an die zweite Phase anschließt.

Statistiken haben ergeben, dass ungefähr dreißig Prozent aller syphilitischen Herzpatienten gleichzeitig auch im Gehirn und Rückenmark Erscheinungen zeigen. Bei zwei Drittel von ihnen kommt es zu Spätkomplikationen innerhalb von zwanzig Jahren nach der Ansteckung. Dieser Zeitraum ist freilich individuell verschieden. Manchmal beträgt er nur zehn Jahre, gelegentlich bis zu vierzig.

Wie schon erwähnt, lässt sich die Lues mit ihren schillernden Symptomen in kein enges Schema pressen. Bei dem einen Kranken verläuft sie geradezu nach Lehrbuchschema, andererseits sind genügend Fälle bekannt, in denen die latenten Phasen über Jahrzehnte oder für immer [bis zum Tode] dauern. Die Syphilis vermag aber nicht allein von Fall zu Fall eine andere Maske aufzusetzen. Viele Medizinhistoriker sind auch der Meinung, sie habe im Laufe der Jahrhunderte einen mehr oder weniger deutlichen Gestaltswandel durchgemacht.“

Bei Jean-Jacques Rousseau deutet alles darauf hin, dass er ein syphilitischer Herzpatient war. Die Infektion griff die Aorta an, sodass er bei der kleinsten körperlichen Anstrengung Herzrasen bekam, außerdem Atemnot und Schwindel wegen Sauerstoffmangels, er hatte starke Tinnitusgeräusche im Ohr, wurde schwerhörig, kurzsichtig, für kurze Zeit sogar blind (angeblich Explosion einer Flasche, jedoch ohne Narben zu hinterlassen), außerdem litt er unter Schlaflosigkeit und psychischer Verstimmung, der sogenannten Hypochondrie, im Altertum auch „Schwarzgalligkeit“ genannt, wegen der extremen Gemütsschwankungen.

Wir lesen weiter in den >Bekenntnissen<, Sechstes Buch, ab Seite 300: „*Da ich in jeder Krankheit Symptome der meinigen fand, glaubte ich sie alle zu haben, und bekam noch eine grausame obendrein, von der ich mich frei geglaubt hatte: die Begier, genesen zu wollen; man entgeht ihr schwer, wenn man sich damit beschäftigt, medizinische Bücher zu lesen. Mit all dem Nachforschen, Nachdenken, Vergleichen kam ich zu der Einbildung, der Grund meines Übels sei ein Herzpolyp und [der Arzt] Salomon selbst schien von diesem Gedanken betroffen*<sup>10</sup>. [...] Auf einer Reise, welche [Claude] Anet nach Montpellier gemacht hatte, um den botanischen Garten und dessen Vorstand Sauvages kennen zu lernen, hatte man ihm gesagt, dass Herr Fizes einen solchen Polypen kuriert habe. Mama erinnerte sich dessen und sprach mir davon. Mehr bedurfte es nicht, um mir das Verlangen einzufloßen, Herrn Fizes zu Rate zu ziehen. Die Hoffnung auf Genesung gibt mir meinen Mut wieder und die Kräfte, die Reise zu unternehmen. Das aus Genf geholte Geld bietet die Mittel. Mama rät mir nicht ab, sondern ermutigt mich; und so mache ich mich auf den Weg nach Montpellier.

*Ich brauchte nicht so weit zu gehen, um den Arzt, dessen ich bedurfte, zu finden. Da Reiten mich zu sehr ermüdete, hatte ich in Grenoble einen Wagen genommen. In Moirans schloss sich eine Reihe von fünf oder sechs anderen Wagen dem meinigen an.*

---

<sup>10</sup> Rousseaus Eigendiagnose (Herzpolyp) liegt gar nicht weit von der Realität (syphilitische Aortitis) entfernt, wobei zu bezweifeln ist, dass er sie damals bereits kannte. Die gesamte Brust war leidend, d. h. Herz, Lunge und Kreislauf, aber hauptsächlich die Aorta, waren von der syphilitischen Entzündung betroffen.

Das war in der Tat die Geschichte von den Tragbahren [aus Scarrons Roman >Comique<]. Die meisten dieser Wagen bildeten die Begleitung einer Neuvermählten, die Frau du Colombier hieß. Bei ihr war eine andere Dame, Frau von Larnage, weniger jung und schön als Frau du Colombier (die von Romans war, wo sie zuletzt blieb), die ihre Reise bis zum Städtchen Saint-Andiol in der Nähe von Pont-Saint-Esprit fortsetzen wollte. Bei der Blödigkeit, die man an mir kennt, wird man nicht voraussetzen, dass meine Bekanntschaft mit diesen eleganten Frauen und ihrem Gefolge bald gemacht war; aber da wir denselben Weg hatten, in denselben Wirtshäusern einkehrten und ich, bei Strafe für einen Wehrwolf zu gelten, an derselben Tafel erscheinen musste, so musste es doch endlich zu dieser Bekanntschaft kommen. Es kam in der Tat dazu und sogar schneller, als ich gewünscht hätte, denn der ganze Schwarm passte wenig zu einem Kranken und dazu noch zu einem von meiner Laune. Aber die Neugier machte diese Schelminnen von Weibern so zutunlich, dass sie, um einen Mann kennenzulernen, damit anfangen, ihm den Kopf zu verdrehen. So ging es mir. Frau du Colombier war zu sehr von ihren jungen Stutzern umgeben und hatte nicht Zeit, mich zu umgarnen, was auch nicht der Mühe wert war, da wir uns ja bald trennen sollten; aber Frau von Larnage, die weniger in Anspruch genommen war, hatte sich für die Reise zu versehen; und so nahm Frau von Larnage mich auf's Korn; und dabei war es geschehen um den armen Jean-Jacques, oder vielmehr um mein Fieber, Hypochondrie, Polypen – alles ist dahin in ihrer Gesellschaft, mit Ausnahme des Herzklopfens, das bleibt, und von dem sie keine Neigung zeigt mich zu heilen. Mein Gesundheitszustand war der erste Gegenstand unserer Unterhaltung. Man sah, dass ich leidend war, man wusste, dass ich nach Montpellier ging und mein Aussehen und Wesen muss wohl keinen Don Juan angekündigt haben [der mit Syphilis infiziert war], denn es wurde in der Folge klar, dass man nicht geargwöhnt hatte, ich sei auf dem Wege dahin, um mich von den Folgen der Liederlichkeit [der Syph] zu kurieren. Obwohl Siechtum bei Damen keine große Empfehlung ist, machte mich das meinige doch diesen interessant. Des Morgens sandten sie, sich nach mir erkundigen zu lassen und mich zur Schokolade zu sich einzuladen; sie fragten, wie ich diese Nacht zugebracht. Ich antwortete nach meiner Gewohnheit zu sprechen ohne zu denken: ich weiß es nicht. Diese Antwort machte sie glauben, ich sei verrückt [geisteskranke]; sie fragten desto mehr und dieses Examen schadete mir nicht. Ich hörte einmal Frau du Colombier zu ihrer Freundin sagen: es fehlt ihm an Gewandheit, aber er ist liebenswürdig. Dieser Satz ermutigte mich sehr und machte, dass ich es wurde.

Beim Vertrauterwerden musste man von sich reden, sagen, wer man sei, woher man komme. Dies setzte mich in Verlegenheit, denn ich sah sehr wohl voraus, dass in der vornehmen Welt und unter galanten Frauen das Wort >Konvertit< mich vernichten würde. Ich weiß nicht, durch welchen wunderlichen Einfall ich dazu kam, mich für einen Engländer auszugeben. Ich erklärte, ein Anhänger König Jacobs II. zu sein. Man nahm mich dafür. Ich nannte mich Dudding und ich hieß Mister Dudding. Ein verwünschter Marquis von Torignan, der sich bei uns befand, ebenso wie ich krank, obendrein alt und ziemlich schlechter Laune, ließ sich einfallen, mit Mister Dudding eine Unterhaltung anzuknüpfen. Er erzählte mir von König Jakob, vom Prädendenten, vom alten Hofe von Saint-Germain. Ich befand mich wie auf glühenden Kohlen, ich wusste von dem allen nur das wenige, was ich im Grafen Hamilton und in den Zeitungen gelesen hatte; doch machte ich von diesem Wenigen so guten Gebrauch, dass ich mich ohne Verstoß aus der Sache zog. Es war ein Glück, dass niemand daran dachte, mich über die englische Sprache zu befragen, von der ich auch keine Silbe verstand.

Die ganze Gesellschaft gefiel sich einander und sah mit Bedauern dem Augenblick entgegen, wo sie auseinander gehen sollte. Wir machten wahre Schneekentagesreisen. Eines Sonntags befanden wir uns in Saint-Marcellin; Frau von

*Larnage wollte in die Messe gehen, ich schloss mich ihr an; das hätte mir beinahe mein Spiel verdorben. Ich betrug mich, wie ich es immer getan habe. Auf meine andächtige und stille Haltung hin hielt sie mich für einen Frömmeler und fasste von mir die schlechteste Meinung von der Welt, wie sie mir zwei Tage nachher gestand. Es bedurfte in der Folge vieler Galanterien meinerseits, um diesen schlechten Eindruck zu verwischen; oder vielmehr Frau von Larnage wollte als Frau von Erfahrung, welche sich nicht leicht zurückschrecken lässt, gern [in] die Gefahr ihrer Zuvorkommenheiten laufen, um nur zu sehen, wie ich mich aus der Sache ziehen würde. Sie machte mir deren viele und solche, dass ich, weit entfernt an mein Gesicht zu denken, glaubte, dass sie sich über mich lustig mache. In diesem thörichten Wahn gab es für mich keinerlei Dummheiten, welche ich nicht beging; ich war schlimmer als der Marquis du Legs. Frau von Larnage blieb standhaft, versuchte mich so oft zu verlocken und sagte mir so zärtliche Dinge, dass ein viel weniger dummer Mann als ich Mühe gehabt haben würde, alles dieses für Ernst zu nehmen. Je mehr sie arbeitete, desto mehr bestärkte sie mich in meinem Glauben; und was mich noch mehr quälte war, dass ich mich ernsthaft in sie zu verlieben anfang. Ich sagte seufzend zu mir selbst und zu ihr: Ach, dass dies alles nicht wahr ist! Ich würde der glücklichste Mensch der Welt sein. Ich glaube, dass meine Novizeneinfältigkeit nur ihren Eigensinn aufbrachte und dass sie sich nicht eine Niederlage eingestehen wollte.*

*[...] Wir waren zu Mittag in Valence angekommen und blieben den Rest des Tages nach unserer löblichen Gewohnheit dort. Wir logierten vor der Stadt in Saint-Jacques. Ich werde mich immer dieses Wirtshauses und des Zimmers von Frau von Larnage darin erinnern. Nach dem Essen wollten wir spazieren gehen. Sie wusste, dass der Marquis Gehen nicht liebte. Es war ein Mittel, sich ein Tête-à-Tête zu verschaffen, das sie entschlossen war auszubeuten, denn es war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn welche übrigbleiben sollte, die sich noch verwerten ließe. Wir wandelten um die Stadt herum, an den Gräbern entlang. Ich begann von neuem das lange Register meiner Klagen, worauf sie mit so zärtlichem Ton antwortete, während sie meinen Arm, den sie hielt, zuweilen an ihr Herz drückte, dass nur eine Dummheit wie die meine mich verhindern konnte, einzusehen, dass sie es ernst meine. Das Unbezahlbare dabei war, dass ich selbst gerührt war. Ich habe erwähnt, dass sie lebenswürdig war. Die Liebe machte sie reizend. Sie gab ihr den ganzen Glanz der ersten Jugend zurück und sie betrug sich mit so schlauer Kunst, dass sie den geriebensten Menschen verführt hätte. Mir war also sehr schwül zu Mute; ich war immer auf dem Punkt, kühn zu werden. Aber die Furcht zu beleidigen oder zu missfallen, die noch größere Angst, verspottet, verlacht, verhöhnt zu werden, ein Tafelanekdotchen zu liefern, von dem unbarmherzigen Marquis über meinen Mut beglückwünscht zu werden, hielten mich zurück [...]. Glücklicher Weise war Frau von Larnage menschlicher. Sie unterbrach plötzlich dies Schweigen, indem sie ihren Arm um meinen Nacken schwang und im selben Augenblick sprach ihr Mund auf dem meinen zu deutlich, um mir meinen Irrtum zu lassen. Die Krisis konnte nicht in besserem Augenblick zum Durchbruch kommen. Ich wurde lebenswürdig. Es war Zeit. Sie hatte mir die Zuversicht gegeben, deren Mangel mich fast immer gehindert hat, ich zu sein. Damals wurde ich es. Nie haben meine Augen, meine Sinne, mein Herz und mein Mund so gut gesprochen; nie habe ich mein Unrecht so vollkommen wieder gut gemacht und wenn diese kleine Eroberung Frau von Larnage Mühe gemacht hat, so habe ich Grund zu glauben, dass sie sie nicht als verloren betrachtet hat.*

*Wenn ich hundert Jahre lebte, würde ich mich nie ohne Vergnügen an diese reizende Frau erinnern. Ich sage reizend, obwohl sie weder schön noch jung war; aber ebenso wenig hässlich und alt, hatte ihr Gesicht nichts, was ihren Geist und ihre Anmut hinderte, zu bezaubern. Ganz im Gegensatz zu anderen Frauen, war das am wenigsten Frische an ihr das Gesicht; und ich glaube, dass die Schminke es ihr verdorben hatte.*

*Sie hatte ihre Gründe, sich leicht hinzugeben; es war das Mittel, ihre ganzen Vorzüge geltend zu machen. Man konnte sie sehen, ohne sie zu lieben, aber nicht sie besitzen, ohne sie anzubeten; und das beweist, denke ich, dass sie nicht immer so verschwenderisch mit ihrer Gunst gewesen, wie sie es gegen mich war.“*

Seite 307: *„Das selige Leben dauerte vier oder fünf Tage, während welcher ich in den süßesten Genüssen schwelgte und mich berauschte. Sie waren rein, tief, ohne eine Beimischung von Schmerz; die ersten und die einzigen, die ich so gekostet; und ich kann sagen, dass ich Frau von Larnage verdanke, wenn ich nicht von der Welt scheide, ohne das Vergnügen gekannt zu haben<sup>11</sup>.“*

Seite 307: *„Ich erinnere mich des Orts nicht mehr, wo der Marquis, der aus der Gegend war, uns verließ, aber wir fanden uns allein, bevor wir nach Montelimar kamen. Jetzt schickte Frau von Larnage ihr Kammermädchen in meinen Wagen, während ich in dem ihrigen fuhr. Auf diese Art langweilte uns die Reise nicht. Ich könnte sicherlich nicht angeben, wie die Gegend beschaffen ist, durch die wir kamen. In Montelimar hatte sie für drei Tage zu tun, während welcher sie mich jedoch nur eine Viertelstunde verließ, um einen Besuch zu machen, der ihr trübselige Belästigungen und Einladungen zuzog, die sie sich wohl hütete anzunehmen. Sie gab Unwohlsein vor, das uns doch nicht abhielt, alle Tage in der schönsten Gegend und unter dem sonnigsten Himmel der Welt allein zusammen umherzustreifen. O, diese drei Tage! Ich habe sie mir zurückwünschen dürfen! Ähnliche sind mir nicht wieder beschert worden.*

*Reiseliebesabenteuer können keine Dauer haben! Wir mussten uns trennen; und ich gestehe, dass es Zeit war. Nicht, dass ich gesättigt war oder im Begriff, es zu werden. Ich wurde ihr jeden Tag mehr gewonnen. Aber trotz aller Zurückhaltung der Dame blieb mir nicht viel mehr übrig als der gute Wille; und bevor wir uns trennten, wollte ich diesen Rest daran setzen, was sie aus Vorsicht gegen die Mädchen von Montpellier auch duldeten. Wir suchten unseren Schmerz zu zerstreuen, indem wir von unserem Wiedersehen sprachen. Es wurde beschlossen, dass ich diese Art Kur, da sie mir so gut bekam, fortsetzen und dass ich den Winter in Saint-Andiol unter der Leitung der Frau von Larnage zubringen sollte. Ich sollte in Montpellier nur fünf oder sechs Wochen bleiben, ihr die Zeit zu lassen, die nötigen Einleitungen zu treffen, um den Klatschereien vorzubeugen. Sie gab mir ausführliche Instruktionen über das, was ich wissen musste, was ich sagen sollte, über die Art, wie ich mich zu betragen hatte. Unterdessen wollten wir uns schreiben. Sie sprach mir viel und ernst über die Schonung meiner Gesundheit, ermahnte mich, geschickte Leute zu Rate zu ziehen, genau zu befolgen, was sie mir vorschreiben würden und nahm es auf sich, mich zur Beobachtung ihrer Anordnungen anhalten zu wollen, so strenge diese auch sein würden, sobald ich zu ihr gekommen. Ich glaube, dass sie es aufrichtig meinte, denn sie liebte mich; sie gab mir hundert Beweise davon, sicherer als ihre Gunstbezeugungen. Nach meiner Ausstattung schloss sie, dass ich nicht im Überfluss schwimme. Obwohl sie selbst nicht reich war, wollte sie mich bei unserer Trennung zwingen, ihre Börse zu teilen, die sie ziemlich wohl gefüllt von Grenoble mitbrachte. Ich hatte viel Mühe, dies abzulehnen. Schließlich verließ ich sie, das Herz übervoll von ihr und in ihr eine, wie ich glaube, wahre Anhänglichkeit an mich zurücklassend.*

*Ich beendete meine Reise, während ich sie in Gedanken von neuem zurücklegte und für den Augenblick sehr zufrieden, in einem bequemen Wagen zu sitzen, in welchem ich gemächlich von dem genossenen Glück und von dem, welches mir verhießen war, träumen konnte. Ich dachte nur an Saint-Andiol und das entzückende Leben, das mich*

---

<sup>11</sup> Dieser Ausspruch ist natürlich eine tiefe Beleidigung gegen seine langjährige Lebensgefährtin Therese Levasseur. Man kann diese Rücksichtslosigkeit tatsächlich den psychischen Spätfolgen seiner Hirnlues zuschreiben.

dort erwartete. Ich sah nur Frau von Larnage und was sie umgab. Die ganze übrige Welt war mir nichts mehr, selbst Mama [Frau von Warens] war vergessen.“

Seite 311: „Ich hatte während meiner Reise ganz vergessen, dass ich krank war; ich erinnerte mich wieder daran, als ich in Montpellier ankam. Meine hypochondrischen Anfälle waren allerdings geheilt, aber alle meine anderen Leiden blieben mir; und wenn auch die Gewohnheit sie mich weniger fühlen ließ, so waren sie doch für jemanden, welcher sich von ihnen auf einmal überfallen gefühlt hätte, genug, um sich für tot [todkrank] zu glauben. In Wirklichkeit waren sie weniger schmerzlich als erschreckend und ließen den Geist mehr leiden als den Körper [Furcht vor den weiteren Folgen der Syphilis], dessen Untergang sie anzukündigen schienen. Daher kam es, dass ich, durch heftige Leidenschaften zerstreut, nicht mehr an meinen Zustand dachte; aber da er kein eingebildeter war, verspürte ich ihn wieder, sobald ich bei kaltem Blute war. Ich dachte daher ernstlich an die Ratschläge von Frau von Larnage und an den Zweck meiner Reise. Ich befragte die berühmtesten Ärzte und besonders Herrn Fizes; und aus Übermaß von Vorsicht gab ich mich bei einem Arzt in Kost. Es war ein Irländer, namens Fitz Moris, welcher einen ziemlich besetzten Tisch für Studenten der Medizin hielt, und es hatte das Angenehme für einen Kranken, welcher sich dort aufnehmen ließ, dass Herr Fitz Moris sich mit einem anständigen Kostgeld für das Essen begnügte, und dass er von seinen Kostgängern nichts für seine Dienste als Arzt nahm. Er übernahm es, die Verordnungen des Herrn Fizes auszuführen und über meine Gesundheit zu wachen. Er entledigte sich dieser Aufgabe sehr gut, was die Diät anbetrifft; man litt in dieser Kostschule nicht an schlechter Verdauung; und obwohl ich für Entbehrungen dieser Art nicht sehr empfindlich bin [im Sinne von: Rousseau war bei der Nahrung nicht wählerisch], lagen mir die Vergleichspunkte so nahe, dass ich mich nicht hindern konnte, mir zuweilen einzugestehen, dass Herr von Torignan [sein früherer Reisebegleiter] ein viel besserer Lieferant [von Mahlzeiten] sei als Herr Fitz Moris. Indessen, da man auch nicht vor Hunger starb und diese ganze Jugend sehr heiter war, tat mir diese Lebensweise wirklich gut und hielt mich davon ab, in meine Niedergeschlagenheit zurückzufallen. Ich verbrachte den Morgen damit, Arzneien einzunehmen, besonders – ich weiß nicht was für eins – Brunnenwasser, ich glaube den Brunnen von Vals, und an Frau von Larnage zu schreiben; denn der Briefwechsel ging hin und her und Rousseau übernahm es, die Briefe seines Freundes Dudding von der Post zu holen. Gegen Mittag machte ich [regelmäßig] einen Spaziergang nach der Canourgue mit einem unserer jungen Tischgenossen, welche alle gute Kinder waren; man kam dann wieder zusammen, man ging zum Mittagessen. [...] Es waren unter den Studenten mehrere Irländer, durch welche ich einige Worte englisch für Saint Andiol zu erlernen suchte. Denn die Zeit nahte, um welche ich mich dahin begeben sollte. Frau von Larnage drängte mich an jedem Posttage dazu; und ich bereitete mich darauf vor, ihr zu gehorchen. [...]

Ich reiste gegen Ende November [1737] ab, nach sechs Wochen oder zwei Monaten Aufenthalt in dieser Stadt, wo ich ein Dutzend Louisdor zurückließ ohne irgendwelchen Nutzen für meine Gesundheit oder für meine Belehrung, es sei denn ein Anatomiekurs bei Herrn Fitz Moris, welchen ich durch den schrecklichen Gestank der Leichen, die man zerlegte und den ich unmöglich ertragen konnte, zu verlassen gezwungen war.“

Hier wollen wir wieder einmal das Berichtete rekapitulieren und analysieren. Also, Jean-Jacques reiste im November 1737 von Montpellier ab und kam erst nachweislich im Februar oder gar erst im März 1738 in Chambéry bei Madame de

Warens an<sup>12</sup>. Wo befand er sich in der Zwischenzeit von drei oder gar vier Monaten? - Natürlich bei Frau von Larnage. Wo denn sonst? Es ist wiederum mehr als verwunderlich, dass keinem Rousseau-Biograph (exakter formuliert: keinem, den ich bisher gelesen habe) diese „leeren Seiten“ in Rousseaus Leben aufgefallen sind.

Rousseau erwähnte gegenüber Frau von Warens, er wollte sich nach einem kleinen Ort unweit von St. Esprit begeben, um da eine Kur mit Eselsmilch zu gebrauchen. Er wollte sogar bereits seine Möbel bei Madame de Warens verkaufen. Wenn da nicht bereits bei ihr Verdacht aufgekommen war?

Jean-Jacques reiste also nach meiner Überzeugung in die Nähe der Madame de Larnage. Wir erinnern uns, was er in seinen >Bekenntnissen< auf Seite 309 schrieb: „*Ich dachte nur [noch] an Saint Andiol und das entzückende Leben, das mich dort erwartete. Ich sah nur Frau von Larnage und was sie umgab. Die ganze übrige Welt war mir nichts, selbst Mama war vergessen. Ich beschäftigte mich damit, in meinem Kopf alle Einzelheiten zu überlegen, welche Frau von Larnage mir angegeben hatte, um mir im voraus ein Bild von ihrer Wohnung, ihrer Nachbarschaft, ihrem Umgang, ihrer ganzen Lebensart zu geben.*“ Und da will Rousseau die Kraft besessen haben, zu Mama zurückzukehren, ohne vorher sein Glück in Saint Andiol bei Frau von Larnage probiert zu haben? Das halte ich für sehr unwahrscheinlich.

Was sich in Saint Andiol ereignete, wissen wir absolut nicht. Aber wir können es erahnen. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit war der Versuch, mit Frau von Larnage zusammenzuleben, bereits nach wenigen Wochen fehlgeschlagen. Und aus welchem Grund? – Wegen Rousseaus Syphilis. Das erste Stadium der Infektion trat bei Madame de Larnage bereits nach zwei bis drei Wochen auf. Ein kleines Geschwür am Mund oder an den Genitalien. Das zweite Stadium begann ungefähr neun Wochen nach der Infektion. Kurz nachdem Rousseau bei ihr in Saint Andiol angekommen war, befiel sie eine heftige fiebrige Krankheit. Rousseau ahnte bereits, was er angerichtet hatte. Falls sich ein Hautausschlag, ein Syphilid, bei ihr bildete, erkannte ihr Arzt sofort, um welche Krankheit es sich handelte. Frau von Larnage wusste natürlich genau, bei wem sie sich die Lustseuche einfing. Der schöne Traum Rousseaus über ein noch herrlicheres Leben als bei Madame de Warens war früher als im schlimmsten Falle gedacht bereits zu Ende geträumt.

Den Abstecher nach Saint Andiol lässt Rousseau in seinen >Bekenntnissen< lieber unerwähnt. Dieses Eingeständnis hätte ihn in den Augen seiner Leser nur herabsetzen können. Stattdessen berichtet er von dem kühlen Empfang bei Frau von Warens in Chambéry. Wenn Frau von Warens in der Gunst der Leser sinkt, steigt er dadurch automatisch.

Ein weiteres Indiz, das für meine These und gegen die Darstellung von Rousseau spricht, ist folgende Überlegung: Wenn der Empfang bei Madame de Warens tatsächlich so kalt ausfiel und er erst jetzt bemerkt hätte, dass sein Platz durch Wintzenried besetzt war (in Wahrheit wusste er dies bereits vor seiner Abreise nach Montpellier), warum reiste Rousseau dann nicht stehenden Fußes zu Madame de Larnage? – Antwort: Das konnte er nicht mehr, denn er kam bereits von Frau von Larnage zu Frau von Warens zurück. Irgend etwas war vorgefallen in Saint Andiol, das Jean-Jacques uns, seinen Lesern, absichtlich verschwiegen. Und dieses Verschweigen steht im Zusammenhang mit seiner furchtbaren Krankheit: der Syphilis.

---

<sup>12</sup> Siehe Francois MUGNIER: >Madame de Warens et J.-J. Rousseau – étude historique et critique<, Nachdruck der Ausgabe 1891, Slatkine Genève 1971, Seite 168: Il [Rousseau] arriva en février 1738 ou en mars au plus tard.“

Wir brauchen wiederum bei Rousseau nicht allzu strenge moralische Maßstäbe anzulegen. Goethe hätte gesagt, wir sollen eher mild als streng urteilen: In der Polygamie gelten keine so strengen Regeln wie in einer monogamen Partnerschaft.

Auch bei Frau von Warens können wir von einer sexuellen Enthemmung infolge ihrer Syphilis sprechen. Auf Seite 319 berichtet Rousseau über „Mama“, dass sie ihm zu verstehen gegeben habe, all seine früheren „Rechte“ an ihr seien die selben geblieben und sogar durch die Teilung derselben mit einem anderen Mann (mit dem neuen Favorit Wintzenried) würden sie nicht verkürzt werden. Letzteres halte ich für eine maßlose Übertreibung Rousseaus. Wiederum eine Folge seiner eigenen Paralysepsychosen. Aber dass Frau von Warens ihm unmißverständlich mitgeteilt habe, dass er immer noch mit ihr ins Bett gehen dürfe, halte ich durchaus für möglich, ja sogar für wahrscheinlich.

Für völlig ungläubhaft halte ich die Darstellung Rousseaus, dass er nur aus rein moralischen Gründen den Verlockungen der Frau von Warens widerstanden habe. Was könnte der reale Grund für seine Abstinenz gewesen sein? – Es gibt einen sehr schwerwiegenden: Rousseau infizierte sich bei ihr mit Syphilis. Der Arzt in Montpellier fragte ihn natürlich, mit welcher Frau er sexuellen Verkehr gehabt habe. Und das war eindeutig nur Madame de Warens. Der Arzt riet ihm daraufhin dringend, nicht nur keine sexuellen Handlungen mehr mit ihr zu begehen, sondern sich in vorsichtigem Abstand von ihr zu halten, keine Küsse zu wechseln und auch keine Gegenstände zu berühren, die sie vorher im Mund hatte, da er sich ein zweites Mal an ihr mit Syphilis infizieren könne! Dies war der einzig wahre und reale Grund für die Zurückhaltung Rousseaus von seiner heißgeliebten „Mama“ und für das bald danach erfolgte Erkalten ihrer Freundschaft. Ein Indiz, das für meine These spricht, ist die Tatsache, dass Jean-Jacques in den folgenden zwei Jahren, sogar im Winter, allein im Haus auf den Charmettes lebte, während Madame de Warens mit Wintzenried in der Stadt Chambéry wohnte<sup>13</sup>. Rousseau musste sich entscheiden – entweder Sex oder Leben. Der Wunsch nach Leben und Wiedererlangung seiner Gesundheit war wohl doch ein klein wenig stärker.

Rousseau spürte natürlich die Entfremdung, die im Verhalten der Madame de Warens ihm gegenüber eintrat. Und er philosophierte darüber Seite 321: *„Die Entsagung, die ich mir auferlegt, und die sie anscheinend gebilligt hatte, gehört zu den Dingen, die die Frauen nicht verzeihen, welche Miene sie auch dabei annehmen, weniger um dessentwillen, was ihnen dadurch entzogen wird, als wegen der Gleichgültigkeit, die sie darin sehen. Nehmt die vernünftigste, die denkendste, die am wenigsten sinnliche Frau: das unverzeihlichste Verbrechen, welches der Mann, an dem ihr im übrigen am wenigsten gelegen ist, wider sie begehen kann, ist, die Möglichkeit, sie zu besitzen, ungenützt lassen. Diese Regel muss ohne Ausnahme sein, weil eine so natürliche und so tiefe Sympathie in ihr [Madame de Warens] durch eine Enthaltung erlosch, die nur Beweggründe der Tugend, der Anhänglichkeit und der Hochachtung hatte.“*

Ein Jahr später wurde ihm eine Hofmeisterstelle in Lyon angeboten. Rousseau bekennt über seinen Abschied von Frau von Warens, siehe Seite 322: *„Herr Deybens bot mir die Stelle eines Erziehers der Kinder des Herrn von Mably an; ich nahm sie an und reiste nach Lyon ab, ohne das geringste Bedauern über eine Trennung zu*

---

<sup>13</sup> Quelle: L. F. BENEDETTO: >Madame de Warens d'après de nouveaux documents<, Paris 1914, Seite 214: „Au cours des deux années qu'il demeura aux Charmettes, depuis l'été de 1738 jusqu'au mois de mai 1740, Jean-Jacques fut laissé, la plupart du temps, dans la plus complète solitude. Madame de Warens et Wintzenried ne passaient aux Charmettes que la belle saison. Lui y restait aussi pendant l'hiver“.

hinterlassen, ja fast zu fühlen, an welche wir früher nicht hätten denken können, ohne eine tödliche Beängstigung zu empfinden.“ – Das Bekenntnis eines Gefühls von „tödlicher Beängstigung“ beim bloßen Gedanken einer Trennung, ist ebenfalls ein Indiz für Neurasthenie, sowohl bei Jean-Jacques als auch bei Madame de Warens.

Hier mache ich einen großen zeitlichen Sprung. Mehrere Jahre sind vergangen und Rousseau lebt und arbeitet als Sekretär des französischen Botschafters in Venedig. Er berichtet von zwei erotischen Abenteuern, wovon nur das erste für uns von Interesse ist.

II. Band, siebtes Buch, ab Seite 55: *„Ich habe immer Widerwillen für die öffentlichen Dirnen gehabt und in Venedig stand mir doch nichts anderes zu Gebote, da mir der Eintritt in angesehenere Häuser wegen meiner Stellung verboten war. [...] Man sprach bei Tisch von den Ergötzlichkeiten Venedigs. Die Herren warfen mir meine Gleichgültigkeit für die verführerischste von allen vor, rühmten die Liebenswürdigkeit der venetianischen Courtisanen und behaupteten, es gäbe in der Welt keine, die gegen sie aufkämen. Domenico sagte, ich müsste Bekanntschaft mit der liebenswürdigsten von allen machen, er wolle mich zu ihr führen und ich werde zufrieden sein. [...] Die „Padoana“, zu der wir gingen, war ziemlich hübsch, schön sogar, aber nicht von einer Schönheit, die mir gefiel. Domenico ließ mich bei ihr. Ich ließ Sorbetti kommen, ich ließ mir von ihr vorsingen, und nach einer halben Stunde wollte ich gehen, auf dem Tisch einen Dukaten zurücklassend. Aber sie hatte den wunderlichen Skrupel, ihn nicht annehmen zu wollen, ohne ihn verdient zu haben; und ich hatte die absonderliche Dummheit, ihrem Skrupel ein Ende zu machen. Ich kam in den Palast zurück, überzeugt, dass ich gepfeffert [mit Syphilis infiziert] sei, sodass das Erste was ich tat war, nach dem Chirurgus [Arzt] zu senden, damit er mir Tisanen verschreibe. Nichts kommt der Gemütsstimmung gleich, in der ich in den nächsten drei Wochen lebte, ohne dass irgend ein wirkliches Leiden, irgend ein erscheinendes Symptom [der Syphilis] es rechtfertigte. Ich konnte es nicht begreifen, dass man ungestraft aus den Armen der Padoana kommen könne. Der Chirurgus selber hatte alle erdenkliche Mühe, mich zu beruhigen. Dies gelang ihm auch nicht eher, als bis er mir einredete, ich sei von besonderer Beschaffenheit, sodass ich nicht leicht angesteckt werden könne; und obwohl ich weniger als vielleicht irgend ein anderer Mann es auf die Probe habe ankommen lassen, so beweist mir doch der Umstand, dass ich in dieser Beziehung [gemeint ist: an der Syphilis] niemals zu leiden gehabt habe; die Wahrheit dessen, was der Chirurg mir versicherte<sup>14</sup>. Dieser Glaube hat mich jedoch nie verwegen gemacht; und wenn ich wirklich von der Natur diesen Vorzug erhielt, so kann ich sagen, dass ich ihn nicht missbraucht habe.“*

Erneut ein Sprung von mehreren Jahren. Rousseau arbeitet jetzt in Paris bei Herrn Francueil als Kassierer. Er berichtet im achten Buch ab Seite 109: *„Seit ich bei Frau von Dupin [in Paris] lebte, war ich immer mit meinem Schicksal zufrieden gewesen, ohne irgend ein Verlangen zu zeigen, es verbessert zu sehen. Die von ihr und Herrn Francueil ausgehende Verbesserung meines Gehalts war einzig Sache ihres eigenen Antriebs. Herr von Francueil, der mich von Tag zu Tag lieber bekam, wollte mir in diesen Jahren meine Lage ein wenig behaglicher und minder prekär machen. Er war Receveur général des Finances. Sein Kassierer Dudoyer war alt, reich und wollte sich zurückziehen. Herr von Francueil bot mir diese Stelle an und um mich in Stand zu*

---

<sup>14</sup> Warum leugnete Rousseau so vehement seine Syphilis? Es war zu seiner Zeit allgemein bekannt, dass am Ende einer Syphilisinfektion häufig der Wahnsinn, bzw. Halbwahnsinn steht. Mit dem Eingeständnis seiner Syphilis hätte er in den >Bekenntnissen< automatisch eingestanden, dass sein ganzes Leben von den Folgen seiner Hirnluen beeinflusst gewesen war. Auch sein späterer Verfolgungswahn war eine Folge seiner Paralysepsychosen.

setzen, sie ausfüllen zu können, ging ich während einiger Wochen zu Herrn Dudoyer, die nötige Unterweisung zu erhalten. [...] Doch ohne die Feinheiten des Geschäfts begriffen zu haben, machte ich mir den Geschäftsablauf hinreichend zu eigen, um ihn im großen Ganzen so ziemlich leiten zu können. Ich begann sogar die Funktionen: ich führte die Bücher und die Kasse; ich zahlte und nahm Geld ein, gab Empfangsscheine und obwohl ich so wenig Geschmack als Talent für dieses Handwerk hatte, so begann doch das reifere Alter mich klug zu machen; ich war entschlossen, mein Widerstreben zu überwinden, um mich meinem Posten ganz hinzugeben. Als ich begann in Fahrt zu kommen, machte Herr von Francueil unglücklicher Weise eine kleine Reise, während welcher mir seine Kasse anvertraut blieb, worin sich jedoch gerade nur fünfundzwanzig bis dreißigtausend Franken befanden. Die Sorgen, die Unruhe, welche mir die anvertraute Summe machte, ließ mich fühlen, dass ich nicht zum Kassierer geschaffen sei. Ich zweifle nicht, dass das schlechte Blut, das ich während seiner Abwesenheit bekam, zu der Krankheit beigetragen hat, worin ich nach seiner Rückkehr verfiel<sup>15</sup>. [...]

In der Zeit, von der ich rede, als ich mich vielleicht zu sehr mit der widerwärtigen Arbeit an dieser verdammten Kasse ermüdet hatte, wurde ich schlimmer als zuvor und blieb beinahe sechs Wochen lang im trübseligsten Zustand, den man sich denken kann, bettlägerig. Frau Dupin sandte mir den berühmten [Arzt] Morand, der mir trotz seiner Geschicklichkeit und der Feinheit seiner Hand unglaubliche Schmerzen verursachte und nie damit zu Stande kam, mich zu sondieren. Er riet, mich an [den Arzt] Darran zu wenden, dessen biegsamere wächserne Sonden in der Tat sich endlich einführen ließen und das Hemmnis [Wasser zu lassen] besiegte. Aber als Morand der Frau Dupin Bericht über meinen Zustand gab, erklärte er ihr, dass ich noch sechs Monate nicht mehr am Leben sein würde. Diese Äußerung, die mir bekannt wurde, ließ mich ernste Betrachtungen über meinen Zustand anstellen und über die Thorheit, die Ruhe und die Annehmlichkeit der wenigen Tage, welche mir noch übrig seien, der Sklaverei des Amtes zu opfern, für welches ich nur Widerwillen fühlte; und würde es mir nicht übel angestanden haben, als Kassierer eines Finanzempfängers die Uneigennützigkeit und die Armut zu predigen? Diese Gedanken gährten mit dem Fieber so zusammen, sie verbanden sich mit solcher Gewalt, dass seitdem nichts sie wieder ausreißen konnte. Während meiner Genesung bestärkte ich mich mit ruhiger Überlegung in allen Entschlüssen, die ich im Delirium<sup>16</sup> gefasst hatte. Ich verzichtete für immer auf jeden Plan, zu [materiellem] Glück und Beförderung zu gelangen, entschlossen, die wenige Zeit, die mir zu leben übrig geblieben, in der Unabhängigkeit und Armut zuzubringen. Ich wandte alle Kräfte meiner Seele daran, die Fesseln, welche das Urteil der Welt uns anlegt, zu zerbrechen und mit Mut alles zu tun, was mir gut erschien, ohne mich irgend um die Meinung der Menschen zu kümmern. Die Hindernisse, die ich zu bekämpfen hatte, und die Anstrengungen, die ich aufbot, um darüber zu triumphieren, sind unglaublich. Es gelang mir, so viel es möglich ist und mehr als ich selbst gehofft. Wenn ich das Joch der Freundschaft ebenso gut abgeschüttelt hätte als die Menschenfurcht, so würde ich meine Absicht erreicht haben: die größte vielleicht oder wenigstens die

---

<sup>15</sup> Wir haben oben in dem Werk von Prof. Dr. Zeh mit Titel >Progressive Paralyse< gelesen, dass „schon relativ banale Belastungen wie Überforderung, Erschöpfung und Schlafentzug“ genügen, „um Leistungsversagen und Fehlreaktionen hervorzurufen. Ein einfacher Situationswechsel, Veränderungen der Lebensgewohnheiten, der persönlichen Umgebung, der Wohnordnung, der Pflege mögen den Anstoß geben. Nicht so selten sind auch, wie schon früher beschrieben wurde, die in der paralytischen Persönlichkeitsveränderung begründeten andauernden Fehlhandlungen und Entwicklungen, die sich gelegentlich zuspitzen können“. Die berufliche Überarbeitung führte bei Rousseau zu einer schweren Erkrankung. natürlich war auch sein Harnleiden davon betroffen.

<sup>16</sup> Spätestens hier wird deutlich, dass Rousseau, wie bereits öfters, von zwei völlig verschiedenen Krankheiten redet: Zum einen leidet er unter Harnverhalten, zum anderen hat er „schlechtes Blut“ bekommen (damit kann auch eine psychische Krankheit umschrieben sein) mit Fieber und Delirium, was eindeutig auf die Hirnlues (Spirochäten der Syphilis) zurückzuführen ist.

*der Tugend förderlichste, die ein Sterblicher je gefasst hat; aber während ich die verrückten Urteile des gemeinen Haufens der sogenannten Großen und der sogenannten Weisen mit Füßen trat, ließ ich mich unterjochen und wie ein Kind führen durch sogenannte Freunde, die, eifersüchtig auf meinen stolzen und einsamen Wandel auf einer neuen Bahn, sich sehr geschäftig zeigten, mich glücklich zu machen, und mich doch in der Tat nur lächerlich zu machen strebten, und damit begannen, mich herabzuwürdigen, um dann dahin zu gelangen, mich verschrieen zu machen.“*

Seite 178: *„Bis dahin war ich gut gewesen; von nun an wurde ich tugendhaft oder wenigstens berauscht von der Tugend. Dieser Rausch hatte in meinem Kopf begonnen, aber er war in mein Herz übergegangen. Der edelste Stolz keimte darin auf der Stelle der entwurzelten Eitelkeit. Ich stellte nichts vor, ich wurde in Wirklichkeit das, was ich schien, und während der vier Jahre mindestens, die dieser Gärungszustand dauerte, gab ich nichts einem Menschenherzen fassbares Schönes und Großes, dessen ich nicht, mit dem Himmel und mir allein, fähig gewesen wäre. Daraus entsprang meine plötzliche Beredsamkeit; daraus ergoss sich in meine ersten Bücher jenes wahrhaft himmlische Feuer, das mich innerlich durchglühte und das bisher, vierzig Jahre lang, noch nicht den geringsten Funken gesprüht hatte, weil es noch nicht entzündet war.*

*Ich war wahrhaft umgewandelt. Meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr der schüchterne und eher verlegene als bescheidene Mensch, der nicht wagte, sich zu zeigen oder zu reden, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, den der Blick einer Frau erröten machte. Kühn, stolz, unerschrocken trat ich überall mit einer Zuversicht auf, die desto fester war, je einfacher sie war und mehr in meiner Seele als meiner äußeren Haltung lag. Die Verachtung, welche meine auf den Grund gehenden Studien mir für die Sitten, die Grundsätze und die Vorurteile meines Jahrhunderts eingeflößt hatten, machte mich unempfindlich gegen den Spott derer, welche sie teilten; und ich zerschmetterte ihre kleinen Bonmots mit meinen Aussprüchen, wie ich ein Insekt zwischen meinen Fingern zerdrücken würde. Welche erstaunliche Wandlung! Ganz Paris wiederholte die ätzenden und beißenden Sarkasmen desselben Menschen, der zwei Jahre vorher und zehn Jahre nachher nie das, was er hätte sagen sollen, zu finden wusste, noch den Ausdruck, den er suchte. Wenn man den meiner Natur am meisten widersprechenden Zustand suchen wollte, würde man diesen finden. Erinnert man sich an einen jener kurzen Augenblicke meines Lebens, worin ich ein anderer wurde und aufhörte, ich zu sein, so findet man es in der Zeit, von der ich rede; aber statt sechs Tage, sechs Wochen zu dauern, dauerte dieser Zustand fast sechs Jahre und würde vielleicht noch dauern ohne die besonderen Umstände, die ihn beendigten und mich der Natur wiedergaben, über welche ich mich hatte erheben wollen.“*

Hier ist wieder eine Erläuterung notwendig: Jetzt hat ein weiteres Stadium der Hirnlues begonnen, die syphilitische Euphorie. Er kümmert sich jetzt nicht mehr um die Meinung der anderen, um die wohlmeinenden Ratschläge seiner Freunde und Freundinnen. Jetzt will er nur noch nach seinen eigenen Vorstellungen leben. Er richtet sich nicht mehr wie früher nach der Welt, sondern die Welt soll sich gefälligst nach ihm richten. Er befindet sich in einem „Gärungszustand“, plötzlich wandelt sich sein Charakter, er wähnt, in ein höheres, tugendhafteres Wesen verwandelt zu sein, wahrhaft „himmlisches Feuer“ durchglüht ihn. Er wurde „wahrhaft umgewandelt“. Seine Bekannten, seine Freunde erkennen ihn nicht wieder. Er ist nicht mehr „schüchtern und verlegen“, sondern „kühn, stolz, unerschrocken“. Dieser Zustand „worin ich ein anderer wurde und aufhörte, ich zu sein“ dauerte fast sechs Jahre.

Er schreibt weiter ab Seite 190: „Wie war es möglich, dass ich mit einer von Natur expansiven Seele, für welche Leben Lieben hieß, bis dahin nicht einen mir ganz gehörenden, wahrhaften Freund gefunden – ich, der ich mich so dafür geschaffen fühlte, es zu sein? Wie war es möglich, dass mit so entzündlichen Sinnen, mit einem so von Liebe durchglühten Herzen ich nicht wenigstens ein einziges Mal für einen bestimmten Gegenstand in Flammen gestanden? Vom Bedürfnis zu lieben verzehrt, ohne je vermocht zu haben, es ganz zu befriedigen, sah ich mich an der Grenze des Alters stehen und sterben, ohne gelebt zu haben.“

Diese traurigen Betrachtungen rührten mich und ließen mich auf mich selbst besinnen mit einem Schmerz, der nicht ohne Süßigkeit war. Es schien mir, dass das Schicksal mir noch etwas schuldig sei, welches es mir noch nicht gewährt habe. Wozu hatte es mich mit einem zarten Empfindungsvermögen geboren werden lassen, wenn es dies bis zum Ende ohne Gegenstand der Betätigung lassen wollte? Das Bewusstsein meines inneren Wertes rief das Gefühl ungerechter Zurücksetzung hervor, aber es entschädigte mich gewissermaßen dafür und ließ mich Tränen vergießen, die fließen zu lassen mir ein Genuss war.

Ich stellte diese Betrachtungen in der schönsten Zeit des Jahres an, im Juni, unter frischem [grünem] Laub, beim Schlagen der Nachtigall, beim Plätschern der Bäche. Alles vereinte sich, um mich in jene zu verführerische Schlawheit zu versenken, für welche ich geboren war, aber von der mich die harte und strenge Stimmung, in welche mich eine lange innere Gährung versetzte, hätte für immer befreien müssen. Ich begann unglücklicherweise mich des Mittagessens im Schloss von Toune zu erinnern und meiner Begegnung mit den zwei reizenden Mädchen in derselben Jahreszeit und in der Gegend ähnlich der, welche mich in diesem Augenblick umgab. Die Erinnerung, welche der Hauch der Unschuld, der darüber lag, mir noch teurer machte, brachte mich auf andere derselben Art. Bald sah ich alle Gegenstände, die mich in meiner Jugend gerührt hatten, um mich versammelt: Fräulein Galley, Fräulein von Graffenried, Fräulein von Breil, Frau Bazile, Frau von Larnage, meine hübschen Schülerinnen, alle bis zur pikanten Zulietta [in Venedig], die mein Herz nicht vergessen kann. Ich sah mich von einem Serail von Houris umgeben, von meinen alten Bekannten, nach denen das lebhafteste Verlangen mir keine neue Empfindung war. Mein Blut erhitzt sich und pulst entflammt, mein Kopf schwindelt, trotz seiner ergrauenden Haare, und der ernste Bürger von Genf, der strenge Jean-Jacques, wird mit beinahe fünfundvierzig Jahren plötzlich wieder ein schwärmender Schäfer. Und so plötzlich und thöricht der Rausch, der mich ergriff, auch war, er wurde so dauernd und stark, dass es, um mich davon zu heilen, nicht weniger bedurfte als der unvorhergesehenen und furchtbaren Krisis des Unglücks, in das er mich stürzte.“

[...]

Mitten in meinen süßen Träumereien erhielt ich einen Besuch von Frau Houdetot, den ersten, welchen sie mir in ihrem Leben machte, der aber leider nicht der letzte blieb, wie man später sehen wird. [...]

Als die schlechte Jahreszeit mich zwang, mich im Haus einzuschließen, wollte ich meine Stubenbeschäftigung wieder aufnehmen. Es war mir nicht möglich. Ich sah überall nur meine zwei reizenden Freundinnen, ihren Freund, ihre Umgebung, das Land, welches sie bewohnten, die Gegenstände, welche meine Phantasie für sie geschaffen oder verschönert hatte. Ich gehörte keinen Augenblick mehr mir selbst an. Der Wahnsinn<sup>17</sup> verließ mich nicht mehr. Nach vielen unnützen Versuchen, alle diese Gebilde der Einbildungskraft von mir fortzuschleichen, wurde ich endlich ganz von ihnen verführt; und ich suchte nur noch einige Ordnung, einigen Zusammenhang hineinzubringen, um eine Art von Roman [>Julie oder die neue Heloise<] daraus zu machen.

---

<sup>17</sup> Rousseau selber spricht von Wahnsinn und von wahnsinniger Leidenschaft!

*In große Verlegenheit setzte mich dabei die Scham, so laut und geradezu mich selbst Lügen zu strafen. Konnte man nach den strengen Grundsätzen, die ich so eifrig aufgestellt hatte, nach den starren Maximen, die ich gepredigt, mit so viel beißenden Ausfällen gegen die weibischen Bücher, die Liebe und Weichlichkeit atmeten, etwas Unerwarteteres, Ärgerlicheres sich denken, als mich mit eigener Hand unter die Verfasser solcher Bücher, die ich so hart getadelt, mich einschreiben zu sehen? Ich fühlte diesen Widerspruch in seiner ganzen Stärke, ich warf ihn mir vor, ich errötete darüber, grämte mich: aber das alles brachte mich nicht zur Vernunft zurück. Vollständig unterjocht musste ich es auf alles ankommen lassen und mich entschließen, dem, was man darüber sagen würde, zu trotzen; später konnte ich ja darüber beschließen, ob ich mein Werk zeigen wollte oder nicht. Denn ich setzte noch nicht voraus, dass ich je dazu kommen werde, es zu veröffentlichen. [...]*



*Madame d'Épinay. Pastel de Liotard, vers 1759.*

*Unruhig, mich mitten im Winter so allein im Walde zu wissen in meinem einsam liegenden Hause, sandte Frau von Epinay sehr oft, um Nachrichten von mir zu haben. Ich hatte nie so wahrhafte Zeugnisse ihrer Freundschaft für mich; und nie erwiderte die meinige diese mit größerer Wärme. Ich hätte Unrecht, unter diesen Zeugnissen nicht anzuführen, dass sie mir ihr Bild schickte und mir Andeutungen abverlangte, wie sie das meine, von Latour gemalt, erhalten könne, das in der Ausstellung gewesen war. Ich darf eine andere dieser Aufmerksamkeiten ebenfalls nicht übergehen, die lächerlich scheinen wird, aber die zur Geschichte meines Charakters gehört, wegen des Eindrucks, den sie mir machte. Eines Tages, als es sehr stark fror, öffnete ich ein Paket mit mehreren*

Gegenständen, deren Besorgung sie übernommen – und ich fand darin einen kleinen Unterrock von englischem Flanell, den sie selbst getragen hatte, wie sie schrieb, und aus dem sie mir eine Jacke machen lassen wollte. Die Wendung ihres Billets war allerliebste, voll Zärtlichkeit und Naivität. Diese mehr als freundschaftliche Fürsorge erschien mir so zärtlich, als ob sie sich selber ausgezogen hätte, um mich zu bekleiden. – So küsste ich in meiner Aufregung weinend zwanzigmal das Billet und den Unterrock. Therese glaubte, ich sei verrückt geworden. [...]

Die Rückkehr des Frühlings hatte meinen zärtlichen Wahnsinn verdoppelt und in meinen erotischen Entzückungen<sup>18</sup> hatte ich für den letzten Teil der >Julie< mehrere Briefe geschrieben, die, wie ich sagen darf, die Begeisterung, in der ich sie schrieb, fühlen lassen. Ich kann unter anderen die über das Elysium und die Spazierfahrt auf dem See anführen, die, wenn ich mich recht erinnere, am Ende des vierten Teils steht. [...]

Die Gräfin von Houdetot näherte sich den Dreißigern und war nicht schön. Ihr Gesicht trug Spuren von Blattern, ihr Teint war unrein, sie war kurzsichtig und hatte ein wenig zu runde Augen, aber sie sah jung aus und ihre Physiognomie, die zugleich lebhaft und sanft war, hatte etwas Bestrickendes. Sie hatte einen Wald von natürlich gekräuseltem, dunkelschwarzem Haar, das ihr bis an die Kniekehlen ging, ihr Wuchs war zierlich und sie brachte in alle ihre Bewegungen zugleich Unbeholfenheit und Anmut. Ihr Geist war natürlich und einfach und sehr anziehend: Heiterkeit, leichter Sinn und Naivität vermählten sich darin auf's glücklichste. [...] Sie kam, ich sah sie, ich war im Liebesrausch ohne Gegenstand – dieser Rausch verzauberte meine Augen, sie wurde der Gegenstand, ich erblickte in Frau von Houdetot meine Julie, und bald sah ich nur noch Frau von Houdetot selbst, aber ausgestattet mit allen Vollkommenheiten, mit denen ich eben das fingierte Ideal meines Herzens umgeben hatte. Um es vollkommen zu machen, sprach sie mir von Saint-Lambert [ihrem Liebhaber] als eine leidenschaftlich Liebende. Ansteckende Macht der Liebe! Sie anhörend, im Gefühle neben ihr zu sein, fühlte ich mich von einem neuen, aber süßen Schauer ergriffen, den ich nie neben irgend jemandem empfunden. Sie sprach und ich fühlte mich gerührt. Ich glaubte mich nur für ihre Gefühle zu interessieren, während ich in langen Zügen die vergiftete Schale trank, ohne noch etwas anderes als ihre Süßigkeit zu schmecken. Kurz, ohne dass ich es merkte und ohne dass sie es merkte, flößte sie mir alles das, was sie für ihren Geliebten empfand, ein. Ach, es war sehr spät, sehr grausam, in einer nicht weniger heftigen als unglücklichen Leidenschaft für eine Frau zu entflammen, deren Herz voll von einer anderen Liebe war.

Trotz der ungewöhnlichen Gemütsbewegungen, die ich in ihrer Gegenwart empfunden, nahm ich anfangs nicht wahr, was mir geschehen. Erst nach ihrer Abreise, als ich an Julie denken wollte, war ich betroffen, nur noch an Frau von Houdetot denken zu können. Nun fielen mir die Schuppen von den Augen; ich fühlte mein Unglück, seufzte darüber, aber ich sah die Folgen nicht voraus. [...]

Frau von Houdetot fuhr in ihren Besuchen bei mir fort, die ich nicht ermangelte zu erwidern. Sie liebte das Gehen wie ich; wir machten lange Spaziergänge in einer zauberhaften Gegend. Zufrieden zu lieben und es aussprechen zu dürfen, würde ich mich selig gefühlt haben, wenn meine Thorheit nicht allen Reiz von diesem Zusammensein verscheucht hätte. [...] Sie schlug mir nichts ab von allem, was die zärtlichste Freundschaft gewähren konnte; sie verwehrte mir nichts von dem, was sie untreu machen konnte: und ich hatte die Demütigung, zu sehen, dass die Umarmungen, womit ihre leichten Gunstbezeugungen mein Blut entflamnten, in das ihrige niemals die geringsten Funken warfen. [...]

---

<sup>18</sup> Ich kann mich des Verdachts nicht erwehren, dass Jean-Jacques bei Niederschrift der >Bekenntnisse< wusste, zumindest ahnte, dass sein „zärtlicher Wahnsinn“ und seine „erotischen Entzückungen“, ja sein ganzes späteres Unglück von seiner Syphilis-Krankheit verursacht war.

*Es ist eine Meile von der Eremitage [bei Frau von Epinay] nach Eaubonne [zu Frau von Houdetot]; auf meinen häufigen Reisen kam es zuweilen vor, dass ich über Nacht dort blieb. Eines Abends gingen wir, nachdem wir zusammen zu Nacht gegessen hatten, bei hellem Mondschein im Garten spazieren. Am Ende dieses Gartens war ein ziemlich großes Gehölz, durch das wir schritten, um eine hübsche Gebüschpartie mit einer Kaskade aufzusuchen, zu der ich ihr die Idee gegeben und die sie hatte ausführen lassen. Ewige Erinnerung an Unschuld und Wonne! In diesem Gebüsch war es, wo ich neben ihr auf einer Rasenbank unter einer blühenden Akazie sitzend eine Sprache, um die Gefühle meines Herzens auszudrücken, fand, die dieser letzteren wahrhaft würdig war. Es war das erste und einzige Mal in meinem Leben, aber ich war erhaben, wenn man es so nennen kann, was die zärtlichste und glühendste Liebe von Liebenswürdigkeit und verführerischem Reiz in ein Männerherz legen kann. Welche berauschte Tränen vergoss ich auf ihre Knie; wieviele ließ ich sie wider ihren Willen vergießen! Endlich rief sie in unwillkürlicher Entzückung aus: Nein, nie war ein Mann so liebenswürdig und nie liebte ein Liebender wie Sie! Aber ihr Freund Saint-Lambert hört uns; und mein Herz kann nicht zweimal lieben. Ich schwieg seufzend, ich küsste sie ... welch ein Kuss! Aber es war alles! Seit sechs Monaten hatte sie allein geliebt, das heißt, fern von ihrem Freund und von ihrem Gatten; seit dreien sah ich sie fast täglich und stets war der Liebesgott als Dritter neben uns. Wir hatten allein zusammen gespeist, wir waren allein in einem Gebüsch im Mondschein und nach zwei Stunden der lebhaftesten und zärtlichsten Unterhaltung ging sie mitten in die Nacht aus diesem Gebüsch und aus den Armen ihres Freundes so unberührt, so rein an Körper und Herz hervor, wie sie hineingegangen. Leser, erwäge alle diese Umstände, ich will nichts mehr hinzusetzen<sup>19</sup>.*

*Und möge man sich nicht einbilden, dass hier meine Sinne mich ruhig gelassen hätten wie bei Therese oder Mama. Ich habe es schon gesagt, diesmal war es Liebe; und Liebe mit all ihrer Energie und all ihrer Raserei. Ich werde weder die Aufregung, noch die Erschütterung, noch das Herzklopfen, noch die krampfhaften Bewegungen und die Ohnmacht des Herzens, die ich fortwährend empfand, beschreiben – man kann darüber nach dem Eindruck, den ihr bloßes Bild auf mich machte, urteilen. [...] Dieser Zustand und vorzüglich seine Dauer von drei Monaten fortwährender Aufregung und Enthaltung stürzte mich in eine Erschöpfung, aus der ich mich mehrere Jahre lang nicht habe herausreißen können, und gab schließlich den Anstoß zur Abnahme der Kräfte, die ich ins Grab oder die mich ins Grab mitnehmen wird. So war der einzige Liebesgenuss des Mannes vom entzündlichen Temperament, der aber zugleich auch der schüchternste war, den vielleicht je die Natur hervorgebracht hat. So waren die letzten schönen Tage, die mir auf Erden vergönnt waren; nun beginnt das lange Gewebe des Elends meines Lebens, in dem man selten eine Unterbrechung sehen wird.“*

Das muss wieder kommentiert werden: Diese „Euphorie des Syphilitischen“ hat alle Hemmungen beseitigt und alle Moralgefühle. Rousseau erinnert sich mit „entzündlichen Sinnen“ an alle schöne Frauen, die ihm während seines früheren Lebens begegnet waren und für die er einmal geschwärmt hatte. In dieser völligen erotischen Enthemmung sieht er sich bereits „von einem Serail [Harem] von Houris“ umgeben. Während dieser Euphorie wird er die >Nouvelle Heloise<, den >Emil< und den >Contract Social< schreiben und er wird sich am Ende mit all seinen Freunden und Bekannten heillos zerstritten haben. Vier Jahren später (1762) flieht er aus Frankreich nach der Schweiz, nach weiteren zwei Jahren von dort weiter nach England, wo er etwas mehr als ein Jahr lebt. Also fast zehn Jahre nach Ausbruch der syphilitischen Euphorie, den ich in den Frühsommer des Jahres 1757 datiere, hat seine Hirnlues ihm

---

<sup>19</sup> Die Szene mit dem Kuss erinnert mich stark an Frau von Larnage. Sie konnte bei ihrem bürgerlichen Liebhaber mit einem Kuss das Eis brechen. Leider gelang dies dem Bürger Rousseau nicht bei der adeligen Frau von Houdetot. Sie blieb standhaft bei seinem Kuss.

alles, seinen Ruhm, sein Ansehen, sein bescheidenes Auskommen als Schriftsteller, seine Freundschaften, sein Leben, rein alles zerstört. Nur noch einige konservative Adelige unterstützen ihn nach seiner Flucht aus England zurück nach Frankreich mit dem Notwendigsten, weil er als unversöhnlicher Feind Voltaires ihnen eventuell noch ein klein wenig nützlich sein könnte.



*La comtesse d'Houdetot,  
d'après un portrait gravé par Corot.*

Der systematisch vorbereitete und durchgeführte Versuch, Frau von Houdetot zu seiner Geliebten zu gewinnen, eine im wahrsten Sinne des Wortes unsinnige und wahnsinnige Liebesleidenschaft, die ihm nur die völlige erotische Enthemmung und der syphilitische Größenwahn eingeben konnte, verstrickte Rousseau zuerst in monatelange erotische Unruhe und Aufregung. Nach der gescheiterten Hoffnung versank er - nach seinen eigenen Angaben - in einen geistigen Erschöpfungszustand, aus dem er sich mehrere Jahre lang nicht herausreißen konnte. Außerdem führte dieser Versuch zum Bruch mit seiner langjährigen Gönnerin, Madame d'Épinay, und zugleich mit den französischen Aufklärern, wie Voltaire, Diderot, Grimm, d'Alambert, Baron von Holbach und anderen. Gleichzeitig versank er in immer tieferen Verfolgungswahn, der ihn wohl auch gleichzeitig – bewusst oder unbewusst - davor bewahrte, die alleinige Schuld an seinem Unglück sich selber und auch gegenüber seinen Mitmenschen eingestehen zu müssen.

Zum Beweis von Rousseaus „vitaler“ Enthemmung, wobei „vital“ nur eine Beschönigung für sexuelle Enthemmung ist, dafür möchte ich dem Leser vier Beispiele vor Augen führen. Jean Jacques Rousseau war bei der Niederschrift seiner

>Bekenntnisse< voller Hass gegen Voltaire und dessen Anhänger, die so genannten Enzyklopädisten, darunter vor allem Diderot und Grimm<sup>20</sup>. In den >Bekenntnissen< versucht Rousseau vor allem Grimm in den Augen seiner Leser herabzusetzen, ja sogar verächtlich zu machen. Dazu erzählt er folgende Begebenheit:

### 1. Begebenheit: Rousseaus eingestandener Seitensprung

Rousseaus Bekenntnisse, achtes Buch, ab Seite 101: *„Ich hatte in derselben Zeit einen gröbereren [Genuss], den letzten dieser Art [wer's glaubt, wird selig], den ich mir vorzuwerfen habe. Ich habe gesagt, dass der Prediger Klüpfel liebenswürdig gewesen; meine Verbindung mit ihm war fast so innig als die mit Grimm und wurde ebenso vertraulicher [richtiger: intimer] Art. Sie aßen zuweilen bei mir. Diese Mahlzeiten, etwas mehr als einfach, wurden erheitert durch die feinen und närrischen schlüpfrigen Späße Klüpfels und durch die lächerlichen Germanismen Grimms, der noch nicht Purist<sup>21</sup> geworden war.*

*[...] Klüpfel hatte einem jungen Mädchen eine Wohnung eingerichtet, das nach Übereinkunft darum nicht aufhörte, aller Welt zu gefallen [d. h. sie war eine Liebedienerin], da er es nicht allein unterhalten konnte. Eines Abends in ein Café tretend, begegneten wir ihm, wie er mit dem Mädchen herauskam, in der Absicht, mit ihr zum Abendessen zu gehen. Wir neckten ihn; er rächte sich galant, indem er uns aufforderte, an dem Abendessen Teil zu nehmen, und uns dann seinerseits neckte. Das arme Geschöpf schien mir von ziemlich guten Charakter, sehr sanft und wenig für ihr Handwerk geschaffen, für das eine Hexe, welche sie bei sich hatte, sie nach Kräften abrichtete. Die Unterhaltung und der Wein erheiterten uns, bis wir uns am Ende vergaßen. Der gute Klüpfel wollte die Honneurs des Hauses nicht halb machen und wir entfernten uns alle drei nach einander in die Nebenkammer mit der armen Kleinen, die nicht wusste, ob sie lachen oder weinen sollte. Grimm hat immer versichert, er habe sie nicht berührt; dann ist er bloß, um uns ungeduldig zu machen so lange bei ihr geblieben; und wenn er sich ihrer enthielt, so war es höchst wahrscheinlich nicht aus Skrupel, denn vor seinem Eintritt bei dem Grafen von Friesen wohnte er bei Mädchen im selben Quartier von St. Roche.*

*[...] Therese merkte an irgend einem Zeichen und vor allem an meiner verlegenen Miene, dass ich mir irgend einen Vorwurf zu machen habe; ich erleichterte mir die Last durch eine rasche und offene Beichte. Ich tat wohl daran, denn schon am anderen Morgen kam Grimm, um ihr triumphierend und mit Übertreibung mein Verbrechen zu erzählen; und seitdem hat er nie verfehlt, sie in boshafter Weise daran zu erinnern; darum um so unentschuldbarer, als ich ihn offen und frei ins Vertrauen gezogen hatte und also das Recht hatte, von ihm zu erwarten, dass er mich dies nicht bereuen lasse. Niemals fühlte ich mehr als bei dieser Gelegenheit die Gutmütigkeit meiner Therese: denn sie war mehr erzürnt über Grimms Verfahren als verletzt durch meine Treulosigkeit; und ich erfuhr von ihrer Seite nur rührende und zärtliche Vorwürfe, in denen ich niemals die geringste Spur von Groll wahrnahm.*

*Die Geisteseinfalt dieses trefflichen Mädchens kam seiner Gutmütigkeit gleich; damit ist alles gesagt; aber ein Beweis, der sich mir darbietet, verdient noch angeführt zu werden. Ich hatte ihr gesagt, dass Klüpfel Prediger und Kapellan des Prinzen von*

---

<sup>20</sup> Lesen Sie dazu >Philosophenzwist - Voltaire und J. J. Rousseau<, von Gaston Maugras, übersetzt von Otto Schmidt, Wien 1895. Diese Darstellung der Streitereien zwischen Voltaire und Rousseau ist die umfassendste, die ich bisher gelesen habe und erbringt nach meiner Überzeugung den absoluten Beweis dafür, dass Rousseau tatsächlich halbwahnsinnig war.

<sup>21</sup> Was Rousseau mit der Titulierung, Grimm sei später ein „Purist“ geworden, andeuten wollte, erscheint mir unklar. Ein Ausländer wie Grimm kann schwerlich ein Purist werden, der die Sprache von Fremdwörtern reinigen will. Vielleicht meinte er das Wort im Sinne von „Puritaner“, dass nämlich Grimm später, als Geliebter der Frau von Épinay angeblich ein sittenstrenger Mensch geworden sei. Möglicherweise ist „Purist“ ein Kopier- oder Druckfehler?

*Sachsen-Gotha sei. Ein Prediger war für sie ein außerordentlicher Mann, dass sie in einer vollständigen Gedankenverwirrung Klüpfel für den Papst hielt. Ich glaubte, sie sei verrückt, als sie mir das erste Mal beim Nachhausekommen sagte, der Papst sei dagewesen, mich zu besuchen. Ich ließ sie sich erklären und hatte nichts Eiligeres zu tun, als diese Geschichte Grimm und Klüpfel zu erzählen, dem der Name Papst von da an unter uns blieb. Dem Mädchen in der Rue des Moineaux gaben wir den Namen Pöpstin Johanna. Wir lachten darüber, um zu ersticken. [...]*

*Im folgenden Jahr 1750 hörte ich, dass meine Abhandlung, an die ich nicht mehr dachte, in Dijon den Preis erhalten habe. Diese Nachricht erweckte alle die Gedanken wieder, die sie mir eingegeben hatten, belebte diese mit neuer Kraft und brachte vollends in meinem Herzen den ersten Gärungsstoff von Heroismus und Tugend in Aufruhr, welchen mein Vater und mein Vaterland und Plutarch in meiner Jugend hineingelegt. Ich fand nichts mehr groß und schön, als frei und tugendhaft, über das [scheinbare] Glück und die [irrige] Meinung der Menschen erhaben zu sein und mir selbst zu genügen.“*

## 2. Begebenheit: Die Affaire Gauffecourt

Seite 145: *„Gauffecourt, mit dem ich damals außerordentlich befreundet war, musste in seinen Geschäften eine Reise nach Genf machen und schlug mir vor, ihn zu begleiten. Ich willigte ein. Ich befand mich damals nicht wohl genug, um die Pflege der Gouverneuse [gemeint ist Therese Levasseur, seine Lebensgefährtin] entbehren zu können; es wurde beschlossen, dass sie die Reise mitmachen, dass die Mutter das Haus bewachen solle, und nachdem all dieses in Ordnung gebracht, reisten wir alle drei am 1. Juni 1754 zusammen ab.*

*Ich muss diese Reise als den Zeitraum der ersten Erfahrung anführen, welche, im Alter von zweiundvierzig Jahren, das ich damals hatte, die mir angeborene arglose Natur, der ich mich bisher ohne Rückhalt und ohne Schaden hingegeben, erschütterte. Wir hatten einen Haudererwagen, der uns mit denselben Pferden in sehr kleinen Tagreisen führte. Ich stieg oft aus, um zu Fuß zu gehen. Kaum hatten wir die Hälfte des Weges hinter uns, als Therese das größte Widerstreben zeigte, mit Gauffecourt allein im Wagen zu bleiben, und, wenn ich trotz ihrer Bitten aussteigen wollte, es ebenfalls tat und auch zu Fuß ging. Ich schalt sie lange Zeit wegen dieses Eigensinns und widersetzte mich ihm sogar, bis sie sich endlich gezwungen sah, mir die Ursache zu erklären. Ich glaubte zu träumen, ich fiel aus den Wolken, als ich vernahm, dass mein Freund, der mehr als sechzig Jahre alte Gauffecourt, trotz seines Podagra [seiner Gicht], seiner Impotenz, seiner Erschöpfung durch Vergnügen und Genuss, seit unserer Abreise im Stillen daran arbeitete, eine Person zu verführen, die nicht jung und nicht schön mehr war, die seinem Freunde gehörte, und das durch die gemeinsten und schmähhlichsten Mittel, durch Geldanbieten, durch den Versuch, sie durch die Lektüre eines abscheulichen Buches und durch den Anblick schmutziger Bilder aufzuregen, deren er eine Fülle besaß. Empört schleuderte ihm Therese sein abscheuliches Buch zum Wagenschlag hinaus; und ich hörte, dass, als ich eines Abends ohne Nachtessen wegen eines heftigen Kopfwehs zur Ruhe gegangen, er die ganze Zeit dieses Alleinseins zu Versuchen und Manövern benutzte, die eines Satyrs und geilen Bocks würdiger waren, als eines ehrlichen Mannes, dem ich meine Lebensgefährtin und mich anvertraut hatte. [...] um Therese nicht bloßzustellen, sah ich mich gezwungen, ihm meine Verachtung zu verbergen und Gesinnungen, die mein Freund nicht ahnen durfte, ins Innerste meines Herzens zu verstecken.“*

### 3. Begebenheit: Rousseau und Frau von Épinay

Jean-Jacques Rousseaus Beziehung zu Madame d'Épinay ist nach meiner Überzeugung ebenfalls bisher nicht richtig erkannt und analysiert worden. Lesen wir zuerst, was er selber darüber berichtet:

Seite 153: *„Dieser üble Erfolg [seines Werkes >Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen< in Genf] hätte mich jedoch nicht von der Ausführung meiner Übersiedelung nach Genf abgehalten, wenn Beweggründe, die größere Macht über mein Herz hatten, nicht dazu gekommen wären. Herr von Épinay wollte seinem Schlosse La Chevrette einen fehlenden Flügel anfügen und machte einen ungeheuren Aufwand, um es zu vollenden. Wir waren eines Tages mit Frau von Épinay gegangen, um diese Arbeiten zu sehen, von ihrem Gut Épinay aus, wo wir uns damals aufhielten. Wir dehnten unsern Spaziergang eine Viertelstunde weiter aus, bis zum Reservoir der Wasserleitungen des Parks, der an den Wald von Montmorency stieß und worin ein hübscher Küchengarten mit einem sehr kleinen verfallenen Gartenhaus lag, das man die Eremitage nannte. Dieser einsame und anmutige Ort war mir aufgefallen, als ich ihn das erste Mal vor meiner Reise nach Genf gesehen. Es war mir in meinem Entzücken der Ausruf entschlüpft: „Ach Madame, welche reizende Wohnung. Das ist wie ein für mich geschaffenes Asyl!“ Frau von Épinay machte nicht viel Aufhebens von meinen Worten, aber bei dieser zweiten Reise war ich ganz überrascht, an Stelle des alten Baues ein fast ganz neues kleines Haus zu finden, sehr gut eingerichtet und sehr bewohnbar für eine kleine Haushaltung von drei Personen. Frau von Épinay hatte diesen Bau im Stillen ausführen lassen und mit wenig Kosten, indem sie einige Materialien und einige Arbeiter vom Schlossbau nahm. Als sie meine Überraschung bemerkte, sagte sie: „Da sehen Sie, Sie Bär, Ihr Asyl. Sie selbst haben es sich ausgewählt. Die Freundschaft bietet es Ihnen an; und ich hoffe, dass es Ihnen die grausame Idee nimmt, sich von mir zu entfernen.“ Ich glaube nicht, dass ich jemals in meinem Leben in entzückenderer Weise gerührt ward; ich benetzte die wohltätige Hand meiner Freundin mit Tränen.“*

Seite 154: *„Tronchin, der ungefähr um die selbe Zeit nach Genf übersiedelte, kam einige Zeit nachher nach Paris, um den Quacksalber zu machen; und nahm Schätze daraus mit fort. Bei seiner Ankunft besuchte er mich mit dem Chevalier von Jaucourt. Frau von Épinay wünschte sehr, ihn im Geheimen zu Rate zu ziehen, aber es war nicht leicht, sich durch die Menge zu drängen. Sie nahm ihre Zuflucht zu mir. Ich forderte Tronchin auf, sie zu besuchen. Sie begannen so unter meinen Auspicien eine Verbindung, die sie später [nach dem Zerwürfnis] auf meine Kosten noch enger knüpften. So ist immer mein Los gewesen. Sobald ich ein paar Freunde, die ich getrennt besaß, zusammenbrachte, haben sie nie ermangelt, sich wider mich zu verbünden.“*

Seite 162: *„Es war am 9. April 1756, dass ich die Stadt [Paris] verließ, um nie mehr darin zu wohnen. Denn ich zähle nicht als Wohnen einige kurze Aufenthalte, die ich seitdem sowohl in Paris als in andern Städten genommen, immer nur bei der Durchreise oder immer doch nur wider meinen Willen. Frau von Épinay nahm uns alle drei in ihren Wagen; ihr Pächter kam, mein geringes Gepäck aufzuladen, und ich wurde am selben Tag noch installiert. Ich fand mein kleines Asyl einfach, aber hübsch und selbst mit Geschmack eingerichtet und möbliert. Die Hand, welche diese Einrichtung besorgt hatte, gab derselben in meinen Augen unschätzbaren Wert; und ich fand es entzückend, der Gast meiner Freundin zu sein, in einem von mir ausgewählten Haus, das sie eigens für mich hatte erbauen lassen. Obwohl es kalt war und sogar noch Schnee lag, begann die Erde doch zu erwachen; man erblickte Veilchen und Primeln, die Knospen der Bäume begannen zu treiben und in der Nacht meiner Ankunft selbst ertönte der erste Nachtigallenschlag, der fast unter meinem Fenster in einem an das*

*Haus stoßenden Gebüsch vernehmbar wurde. Nach einem leichten Schlummer glaubte ich, ohne an meinen Umzug zu denken, mich noch in der Straße Grenelle, als plötzlich dieser Vogelschlag mich erzittern machte und ich in meinem Entzücken rief: „Endlich sind alle meine Wünsche erfüllt!“ Mein erster Eifer war, mich dem bezaubernden Eindruck aller ländlichen Gegenstände hinzugeben. Statt damit zu beginnen, mich in meiner Wohnung einzurichten, begann ich mich für meine Spaziergänge einzurichten; und es gab keinen Pfad, kein Gehölz, kein Buschwerk, keinen versteckten Winkel um meine Wohnung herum, den ich nicht schon am andern Tag durchstreift hätte. Je mehr ich diese Zurückgezogenheit durchforschte, desto mehr fühlte ich sie wie für mich geschaffen.“*

Die Euphorie des Syphilitischen setzte, so meine Überzeugung, nach seinem Umzug in den Schlossgarten der Frau von Épinay ein. Der Anlass dazu bildete nicht der vertrauliche Umgang mit Frau von Houdetot, das war sozusagen der Höhepunkt der Euphorie, sondern er begann bereits mit Frau von Épinay.

Auf Seite 179 berichtet er: *„Ich war wahrhaft umgewandelt; meine Bekannten, meine Freunde erkannten mich nicht wieder. Ich war nicht mehr der schüchterne und eher verlegene als bescheidene Mensch, der nicht wagte, sich zu zeigen oder zu reden, den ein scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, den der Blick einer Frau erröten machte. Kühn, stolz, unerschrocken, trat ich überall mit einer Zuversicht auf, die desto fester war, je einfacher sie war; und mehr in meiner Seele als meiner äußern Haltung lag.“*

Und weiter auf Seite 204: *„Unruhig, mich mitten im Winter so allein im Wald zu wissen in meinem einsam liegenden Haus, sandte Frau von Epinay sehr oft, um Nachrichten von mir zu haben. Ich hatte nie so wahrhafte Zeugnisse ihrer Freundschaft für mich; und nie erwiderte die meinige diese mit größerer Wärme. Ich hätte Unrecht, unter diesen Zeugnissen nicht anzuführen, dass sie mir ihr Bild schickte und mir Andeutungen abverlangte, wie sie das meine, von Latour gemalt, erhalten könne, das in der Ausstellung gewesen war. Ich darf eine andere dieser Aufmerksamkeiten ebenfalls nicht übergehen, die lächerlich scheinen wird, aber die zur Geschichte meines Charakters gehört, wegen des Eindrucks, den sie mir machte. Eines Tages, als es sehr stark fror, öffnete ich ein Paket mit mehreren Gegenständen, deren Besorgung sie übernommen – und ich fand darin einen kleinen Unterrock von englischem Flanell, den sie selbst getragen hatte, wie sie schrieb, und aus dem sie mir eine Jacke machen lassen wollte. Die Wendung ihres Billets war allerliebste, voll Zärtlichkeit und Naivität. Diese mehr als freundschaftliche Fürsorge erschien mir so zärtlich, als ob sie sich selber ausgezogen hätte, um mich zu bekleiden. – So küsste ich in meiner Aufregung weinend zwanzigmal das Billet und den Unterrock. Therese glaubte, ich sei verrückt geworden.“*

Wer bei diesen Schilderungen immer noch keinen Verdacht geschöpft hat, den kann man wohl kaum oder nur noch schwer davon überzeugen, dass das Verhältnis Rousseaus zu Madame d'Épinay mehr war als nur platonische Freundschaft. Als Rousseaus völlig unsinnige Liebesleidenschaft für Frau von Houdetot offenkundig wird, ist Frau von Épinay natürlich maßlos enttäuscht und eifersüchtig.

Rousseau resümiert ab Seite 216: *„Die Frauen haben alle die Kunst, ihre Wut zu verbergen, wenn sie groß ist. Frau von Épinay, die gewalttätig aber überlegend war, besaß vor allen diese Kunst in ausgezeichnetem Maße. Sie stellte sich, als ob sie nichts sähe, nichts ahnte; und zur selben Zeit, wo sie ihre Aufmerksamkeit, ihre Sorgfalt für mich verdoppelte, beinahe kokettierte, nahm sie gegen ihre Schwägerin ein verletzendes Wesen an und bezeugte ihr eine Missachtung, die sie mir ebenfalls schien einflößen zu wollen. Man wird sich schon denken, dass es ihr nicht gelang, aber ich war auf der*

*Folter. Zerrissen von sich widerstreitenden Gefühlen, während ich doch von ihren Zärtlichkeiten gerührt war, hatte ich Mühe meinen Zorn zurückzuhalten, wenn ich sie Frau von Houdetot verletzen sah. Die engelhafte Sanftmut der letztern ließ sie alles ohne Klagen ertragen, sogar ohne es ihr nachzutragen. [...]*

*Ich war so erfüllt von meiner Leidenschaft, dass ich nichts anderes als Sophie sah [dies war einer der Namen von Frau von Houdetot] und nicht einmal bemerkte, dass ich die Fabel des ganzen Hauses und seiner Besucher geworden war. [...]*

*Eines Tages, als ich Frau von Houdetot in Eaubonne besuchte, als sie eben von einer ihrer Reisen nach Paris zurückgekommen, traf ich sie traurig und sah, dass sie geweint hatte. Ich war gezwungen, mich zu beherrschen, weil Frau von Blainville, die Schwester ihres Mannes, zugegen war; aber sobald ich einen Augenblick finden konnte, bezeugte ich ihr meine Unruhe. Ach, antwortete sie seufzend, ich fürchte sehr, dass Ihre Thorheiten mich die Ruhe meines Lebens kosten. Saint-Lambert [ihr Liebhaber] ist unterrichtet und schlecht unterrichtet. Er lässt mir Gerechtigkeit widerfahren, aber er ist verstimmt und gesteht mir nicht alles. Glücklicher Weise habe ich ihm nichts von unserm Umgang verschwiegen, zu dem er die Veranlassung gewesen ist. Meine Briefe waren voll von Ihnen, wie mein Herz; ich habe ihm nichts verborgen als nur Ihre unsinnige Liebe, von der ich Sie zu heilen hoffe, und aus der er mir, ohne nur davon zu reden, ein Verbrechen macht, wie ich sehr wohl sehe. Man hat uns verlästert, man hat uns ungerecht beschuldigt; aber es tut nichts. Brechen wir entweder ganz oder betragen Sie sich, wie Sie sollen. Ich will meinem Geliebten nichts mehr zu verbergen haben. [...]*

*Wir wussten beide, dass Frau von Épinay mit Saint-Lambert in Briefwechsel stand. Es war nicht mehr der erste Sturm, den sie Frau von Houdetot erregt hatte, sie hatte tausend Anstrengungen gemacht, ihn von ihr loszureißen; und die verübergewandten Erfolge einiger dieser Anstrengungen ließen Frau von Houdetot vor den weiteren erzittern. Im übrigen war Grimm, der Herrn von Castris, wie ich glaube, zur Armee gefolgt war, ebensogut wie Saint-Lambert in Westfalen; sie sahen sich zuweilen. Grimm hatte bei Frau von Houdetot einige Versuche gemacht, mit denen er gescheitert war. Sehr gereizt hörte er ganz auf, sie zu besuchen. Man denke sich die Kaltblütigkeit, womit er bei seiner bekannten Bescheidenheit voraussetzte, dass sie einen älteren Mann [Rousseau] als er [Grimm], und von dem er, Grimm, so lange er mit den Großen verkehrte, nur wie von seinem Schützling sprach, ihm vorziehe.“*

#### 4. Begebenheit: Madame d'Épinay und Grimm – Wahrheit oder Dichtung?

*Seite 239: „Kaum war Grimm auf der Chevrette, wo es mir ohnehin schon nicht mehr sehr gefiel, als er sie mir vollends unerträglich machte durch ein Wesen, das ich niemals bei jemandem sonst gesehen habe und von dem ich früher keine Ahnung gehabt hatte. Am Tage vor seiner Ankunft logierte man mich aus dem besten Gastzimmer aus, welches ich [bisher] einnahm und an das der Frau von Épinay stieß. Man richtete es für Grimm ein und gab mir ein abgelegeneres. So, sagte ich lachend zu Frau von Épinay, vertreiben die Neuangekommenen die Alten. Sie schien verlegen. Ich begriff den Grund besser am Abend, als ich erfuhr, dass zwischen ihrem Zimmer und dem, welches ich verlassen, eine geheime Verbindungstür sei, die sie für unnütz gehalten, mir zu zeigen. Ihr Verhältnis zu Grimm war jedermann in ihrem Hause, wie im Publikum, selbst ihrem Mann bekannt; weit entfernt jedoch, es mir, dem Eingeweihten in Geheimnisse, an denen ihr weit mehr lag und die sie völlig sicher bei mir wusste, einzugestehen, verläugnete sie es immer sehr heftig. Ich begriff, dass diese Zurückhaltung von Grimm herrührte, der, im Besitz aller meiner Geheimnisse, nicht wollte, dass ich hinter irgend eins der seinigen komme. – Welch gutes Vorurteil meine alten Gefühle, die nicht erloschen waren, und die wirkliche Bedeutung dieses Mannes mir für ihn einflößten – es konnte doch nicht vorhalten gegen die Mühe, welche er sich gab, es zu zerstören. Sein*

Wesen war das des Grafen Tuffiere: er ließ sich kaum herab, meinen Gruß zu erwidern, er richtete nicht ein einziges Mal das Wort an mich und heilte mich davon, es an ihn zu richten, indem er mir gar keine Antwort gab. Er nahm überall den Vortritt, überall den besten Platz ein, ohne je auf mich zu achten. Das mochte hingehen, wenn er es nicht auf die anstößigste Weise geflissentlich getan hätte; man kann es nach einem Zuge beurteilen, den ich unter tausend erwähne. Eines Abends fühlte sich Frau von Épinay ein wenig unwohl, ließ sich ein wenig zu essen in ihr Zimmer bringen und stieg hinauf, um an ihrer Kaminecke zu Abend zu speisen. Sie schlug mir vor, mit ihr zu kommen, was ich tat. Dann kam Grimm. Der kleine Tisch war schon gedeckt; es standen nur zwei Couverts darauf. Man trägt auf; Frau von Épinay nimmt ihren Platz an der einen Feuerecke ein. Herr Grimm nimmt einen Lehnstuhl, setzt sich an die andere Ecke, zieht den kleinen Tisch zwischen sie beide, legt seine Serviette auseinander und beginnt, ohne mir ein einziges Wort zu sagen, zu essen. Frau von Épinay errötet, und um ihn zu veranlassen, seine Grobheit wieder gut zu machen, bietet sie mir ihren Platz an. Er sagt nichts, sieht mich gar nicht an. Da ich nicht ans Feuer kommen konnte, ging ich im Zimmer auf und ab, bis man mir ein Couvert brachte. Endlich ließ er mich am Ende des Tisches weit vom Feuer essen, ohne mir die geringste Entschuldigung zu machen, mir, der älter als er, älterer Freund dieses Hauses war, in das ich ihn eingeführt hatte und dessen Honneurs er mir, als der Geliebte der Hausfrau<sup>22</sup>, hätte machen müssen. Seine ganze Aufführung gegen mich entsprach diesem Pröbchen. Er behandelte mich nicht grade wie einen tiefer Stehenden, er betrachtete mich als nicht vorhanden. Ich hatte Mühe, den einstigen Laufburschen wieder zu erkennen, der bei dem Prinzen von Sachsen-Gotha sich geehrt fühlte durch meine Blicke; und noch mehr Mühe, dieses tiefe Schweigen und dies beleidigende, abstoßende Wesen mit der zärtlichen Freundschaft für mich in Einklang zu bringen, deren er sich vor denjenigen, von denen er wusste, dass sie sie für mich hatten, berühmte. Es ist wahr, dass er sie mir wenig anders bezeugte, als um meine Vermögensumstände zu bejammern, über die ich mich nicht beklagte, um Mitleid über mein trauriges Los zu äußern, mit dem ich zufrieden war, und um bitter Klage darüber zu führen, dass ich so rauh die wohlthätige Fürsorge zurückweise, welche er für mich haben zu wollen behauptete. Mit diesem Kunstgriff ließ er seine zärtliche Großmut bewundern und meine undankbare Menschenfeindlichkeit tadeln und gewöhnte unmerklich alle Welt daran, zwischen einem Beschützer wie er und einem Unglücklichen wie ich nur ein Verhältnis von Wohltaten auf der einen und Verpflichtungen auf der anderen Seite vorauszusetzen, ohne eine Freundschaft von gleich zu gleich dabei als auch nur möglich anzunehmen. Was mich angeht, so habe ich umsonst geforscht, worin ich diesem neuen Gönner verpflichtet sein könnte. Ich hatte ihm Geld geliehen, er mir nie; ich hatte ihn in seiner Krankheit gepflegt, in den meinigen besuchte er mich kaum; ich hatte ihm alle meine Freunde gebracht, er brachte mir nie einen; ich hatte ihn mit allen Kräften gefördert – wenn er mich gefördert hat, so geschah dies weniger öffentlich und auf eine ganz andere Art. Niemals hat er mir irgend einen Dienst von irgend einer Art geleistet oder nur angeboten. Auf welche Art war er mein Mäzen? Und ich sein Schützling? Das überstieg mein Begriffsvermögen und übersteigt es noch heute.“

[...]

Seite 244: „Diderot selbst warnte mich am Anfang mehrere Male, dass Grimm, dem ich so viel Vertrauen schenkte, nicht mein Freund sei. In der Folge führte er eine andere Sprache, aber dies war, als er [Diderot] selbst aufgehört hatte, der meinige zu sein.“

---

<sup>22</sup> Es wäre der Mühe wert, zu überprüfen, ob die Übersetzung korrekt ist. Denn mit „der Geliebte der Hausfrau“, der Frau von Épinay, hätte Rousseau ja eingestanden, dass es ein Liebesverhältnis zwischen ihnen war!

*Die Art, wie ich über meine Kinder verfügt [Rousseau gab sie ins Waisenhaus] überhob mich der Beihilfe von irgend jemandem. Ich unterrichtete jedoch meine Freunde davon, einzig um sie davon zu unterrichten, um in ihren Augen nicht besser zu erscheinen, als ich war. Dieser Freunde waren drei: Diderot, Grimm und Frau von Épinay. Duclos, der meines Vertrauens am würdigsten war, war der Einzige, dem ich es nicht schenkte. Er erfuhr es dennoch. Durch wen? Ich weiß es nicht. Es ist jedoch wenig wahrscheinlich, dass diese Treulosigkeit von Seiten der Frau von Épinay begangen sein sollte. Die wusste, dass, wenn ich sie mit gleicher Münze bezahlen wollte – falls ich dazu fähig gewesen – ich mich grausam rächen konnte. [...]*

*Bei ihrem Plan, mir die Gouverneusen [Rousseau meint seine Lebensgefährtin Therese und deren Mutter] zu nehmen, hatten Grimm und Diderot sich angestrengt, ihn [Duclos] für ihre Absichten zu gewinnen; er weigerte sich stets mit Verachtung. Erst in der Folge erfuhr ich von ihm alles, was sich in dieser Beziehung zwischen ihnen zugetragen; aber schon damals erfuhr ich genug von Therese, um zu sehen, dass bei dem allen eine geheime Absicht walte, oder dass man jene beiden Personen [Therese und deren Mutter] als Werkzeuge zu irgend einer geheimen Absicht dienen lassen wollte. [...]*“

*Seite 249: „Eines Tages, als ich an nichts weniger dachte, ließ Frau von Épinay mich holen. Beim Eintreten bemerkte ich an ihren Blicken und ihrer ganzen Haltung etwas Verlegenes, das mir um so mehr auffiel, als solches Wesen bei ihr nicht gewöhnlich war, da niemand in der Welt Gesicht und Bewegungen besser zu beherrschen verstand. „Mein Freund“, sagte sie, „ich reise nach Genf ab; meine Brust ist in üblem Zustand, meine Gesundheit geht so bergab, dass ich ohne Rücksicht auf alles andere gehen und Tronchin um Rat fragen muss.“ Dieser so plötzliche und beim Eintritt der schlechten Jahreszeit gefasste Entschluss verwunderte mich um so mehr, weil ich sie sechsunddreißig Stunden vorher verlassen, ohne dass die Rede davon gewesen wäre. Ich fragte, wen sie mitnehmen würde. Sie sagte mir, ihren Sohn und Herrn von Linant; und dann warf sie nachlässig hin: „Und Sie, mein Bär, werden Sie nicht auch mitkommen?“ Da ich nicht glaubte, dass sie im Ernst rede, weil sie wusste, dass in der Jahreszeit, welche begann, ich kaum im Stande war, mein Zimmer zu verlassen, so scherzte ich über die Nützlichkeit der Begleitung eines Kranken durch einen anderen Kranken. Sie selbst schien nun auch den Vorschlag nicht ernstlich gemacht zu haben und es wurde nicht weiter davon geredet. Wir sprachen nur noch von den Zurüstungen zu ihrer Reise, womit sie sich sehr lebhaft beschäftigte, da sie in vierzehn Tagen abzureisen gedachte.*

*Ich hatte nicht viel Scharfsinn nötig, um zu sehen, dass diese Reise einen geheimen Beweggrund hatte, den man mir verschwieg. Das Geheimnis, welches im ganzen Haus nur für mich existierte, wurde schon am anderen Tag von Therese entdeckt, der es Tessier, der Haushofmeister, der es von der Kammerfrau erfahren, enthüllte. Obwohl ich Frau von Épinay darüber keine Verschwiegenheit schuldig bin, weil ich es nicht von ihr erfuhr, so hängt es doch zu sehr zusammen mit Geheimnissen, die sie mir anvertraute, als dass ich es davon trennen könnte. Deshalb werde ich über diesen Punkt schweigen. Aber diese Geheimnisse, die nie aus meinem Munde, noch aus meiner Feder gekommen sind und nicht daraus kommen werden, sind zu vielen Leuten bekannt geworden, um nicht von der ganzen Umgebung der Frau von Épinay durchschaut worden zu sein.*

*Vom wahren Beweggrund dieser Reise unterrichtet, hätte ich den geheimen Antrieb einer feindlichen Hand in dem Versuch erkannt, mich dabei zum schützenden Begleiter der Frau von Épinay zu machen; aber sie hatte so wenig gedrängt, dass ich dabei blieb, diesen Versuch nicht als Ernst aufzunehmen, und ich lachte bloß über die schöne Rolle, die ich gespielt haben würde, wenn ich die Dummheit gehabt hätte, mich*

damit zu beladen. Übrigens gewann sie viel durch meine Weigerung, denn es gelang ihr, ihren Mann selbst zur Begleitung zu bewegen.

Einige Tage nachher empfing ich von Diderot das Billet, welches ich hier folgen lassen will. Nur ein Mal gefaltet; und zwar so, dass das Ganze ohne Mühe zu lesen war, wurde es an mich „bei Frau von Épinay“ adressiert und Herrn von Linant, dem Erzieher des Sohnes und dem Vertrauten der Mutter, anempfohlen.

Billet Diderots (Heft A Nr. 52)

„Ich bin geschaffen, Sie zu lieben und Ihnen Verdruss zu machen. Ich höre, dass Frau von Épinay nach Genf reist, und höre nicht sagen, dass Sie sie begleiten. Mein Freund, zufrieden mit Frau von Épinay müssen Sie mit ihr reisen, unzufrieden mit ihr, müssen Sie noch viel eher reisen. Sind Sie überbürdet von dem Gewicht der Verpflichtungen, welche Sie für sie haben, dann haben Sie eine Gelegenheit, einen Teil abzutragen und die Last zu erleichtern. Werden Sie in Ihrem Leben eine andere Gelegenheit finden, Ihre Dankbarkeit zu beweisen? Sie geht in ein Land, wo sie wie aus den Wolken gefallen sein wird. Sie ist krank; sie wird Erheiterung und Zerstreung nötig haben. Der Winter! Sehen Sie doch, mein Freund! Der Einwurf Ihrer Gesundheit kann gewichtiger sein, als ich ihn halte, aber sind Sie heute kränker, als Sie es vor einem Monat waren, und als Sie es im Beginn des Frühlings sein werden? Werden Sie über drei Monate die Reise bequemer machen als heute? Ich gestehe Ihnen, wenn ich es im Wagen nicht aushalten könnte, so würde ich einen Stab nehmen und ihr folgen. Und dann, fürchten Sie nicht, dass man Ihr Betragen missdeute? Man wird Sie der Undankbarkeit oder eines anderen geheimen Beweggrundes zeihen. Ich weiß wohl, was Sie auch tun, Sie werden immer das Zeugnis Ihres Gewissens für sich haben; aber reicht das allein hin und ist es erlaubt, bis zu einem gewissen Punkt, das der anderen Menschen zu vernachlässigen? Übrigens, mein Freund, schreibe ich Ihnen dies Billet, um mich einer Verpflichtung gegen Sie und gegen mich selber zu entledigen. Wenn es Ihnen missfällt, werfen Sie es ins Feuer und es sei nicht mehr die Rede davon, als wenn es nie geschrieben worden. Ich grüße, liebe und umarme Sie.“

Das Erzittern vor Zorn, die Erstarrung, die mich beim Lesen dieses Billets erfassten und mir kaum erlaubten, es zu Ende zu bringen, hinderten mich nicht, die Geschicklichkeit zu bemerken, mit welcher Diderot darin einen sanfteren, schmeichlerischeren, freundlicheren Ton annahm, als in allen seinen anderen Briefen, in denen er mich höchsten „mein Lieber“ nannte, ohne dass er sich kaum je herabgelassen, mir den Namen Freund zu geben. Ich sah den Ricochetschuß, durch den mir dieses Billet zugeworfen worden, dessen Unterschrift, Form und Inhalt ziemlich ungeschickt den krummen Weg verdeckten. [...]

Seite 273: „Deleyre sagte mir in seinen Briefen, dass man mich wegen Schändlichkeiten beschuldigte; Diderot teilte mir beinahe dasselbe mit.“

Seite 276: [Therese erfuhr angeblich von Saint-Lambert] „dass niemand in der Welt daran zweifelte, dass ich mit Frau von Épinay gelebt hätte, wie Grimm jetzt mit ihr lebte ...“

Die Erwähnung seiner unehelichen Kinder und dass er sie ins Findelhaus brachte, ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert. Es hängt demnach mit seiner, respektive mit der späteren Beziehung Grimms zu Frau von Épinay zusammen. Was will er demnach mit dem Satz „dass niemand in der Welt daran zweifelte, dass ich mit Frau von Épinay gelebt hätte, wie Grimm jetzt mit ihr lebte“ sagen? Er unterstellt Grimm ein erotisches Verhältnis mit Frau von Épinay. Ja noch mehr, er ist sich dessen offensichtlich sicher. Was war demnach der Grund für ihre plötzliche Abreise nach Genf? Rousseau glaubte offensichtlich nicht an ihre angebliche Krankheit. Es gibt

keinen anderen Grund dafür, als dass sie schwanger war. Was mich allerdings stutzig macht, das ist der relativ kurze Zeitraum von Grimms Erscheinen auf der Chevrette und der Abreise, bzw. der Schwangerschaft der Frau von Épinay. Zum einen wird man gar nicht beim ersten intimen Verkehr schwanger, dazu gehören mehrmalige Versuche, und zum anderen weiß eine Frau erst nach zwei oder drei Monaten genau, ob sie tatsächlich schwanger ist. Unregelmäßigkeiten bei der Periode gibt es durchaus. Also der Zeitraum ist nach meinem Gefühl etwas zu kurz. Viel eher käme daher Rousseau als Vater in Verdacht. Wenn eine Frau sich so eifersüchtig benimmt wie Madame d'Épinay, dann muss mehr im Spiel gewesen sein als nur literarische Freundschaft oder gar platonische Liebe. Nein, ich bin überzeugt, zwischen Jean-Jacques Rousseau und Frau von Épinay bestand ein erotisches Verhältnis.

Es wäre eine Sensation, wenn man den Taufeintrag eines Kindes der Frau von Épinay noch in den Kirchenbüchern der Stadt Genf entdecken würde. Dann hätte man tatsächlich noch ein Kind von Rousseau gefunden, denn die Nachforschungen in den Büchern der Findelhäuser von Paris waren ergebnislos geblieben. Wenn ich der französischen Sprache mächtig wäre, würde ich mich auf die Suche machen.

Ein weiterer Grund für Jean-Jacques Rousseau seine ehemalige Gönnerin und – so meine Überzeugung – seine frühere Geliebte in der Pariser Öffentlichkeit zu erniedrigen und zu blamieren, war die Schmähchrift >Sentiment des citoyens<, das mehrere Jahre später in Genf erschien. Rousseau beschuldigte Frau von Épinay der Indiskretion, nämlich seine Lebensgeheimnisse ausgeplaudert zu haben.

#### >Sentiment des citoyens<

Après les >Lettres de la campagne< sont venues celles >de la montagne<. Voici les sentiments de la ville:

On a pitié d'un fou; mais quand la démence devient fureur, on le lie. La tolérance, qui est une vertu, serait alors un vice.

Nous avons plaint Jean-Jacques Rousseau, ci-devant citoyen de notre ville, tant qu'il s'est borné dans Paris au malheureux métier d'un bouffon qui recevait des nasardes à l'Opéra, et qu'on prostituait marchant à quatre pattes sur le théâtre de la Comédie. A la vérité, ces opprobres retombaient en quelque façon sur nous: il était triste pour un Genevois arrivant à Paris de se voir humilié par la honte d'un compatriote. Quelques-uns de nous l'avertirent, et ne le corrigèrent pas. Nous avons pardonné à ses romans, dans lesquels la décence et la pudeur sont aussi peu ménagées que le bon sens; notre ville n'était connue auparavant que par des moeurs pures et par des ouvrages solides qui attiraient les étrangers à notre Académie: c'est pour la première fois qu'un de nos citoyens l'a fait connaître par des livres qui alarment les moeurs, que les honnêtes gens méprisent, et que la piété condamne.

Lorsqu'il mêla l'irréligion à ses romans, nos magistrats furent indispensablement obligés d'imiter ceux de Paris et de Berne, dont les uns le décrétèrent et les autres le chassèrent. Mais le conseil de Genève, écoutant encore sa compassion dans sa justice, laissait une porte ouverte au repentir d'un coupable égaré qui pouvait revenir dans sa patrie et y mériter sa grâce.

Aujourd'hui la patience n'est-elle pas lassée quand il ose publier un nouveau libelle dans lequel il outrage avec fureur la religion chrétienne, la réformation qu'il professe, tous les ministres du saint Évangile, et tous les corps de l'État? La démence ne peut plus servir d'excuse quand elle fait commettre des crimes.

Il aurait beau dire à présent: Reconnaissez ma maladie du cerveau à mes inconséquences et à mes contradictions, il n'en demeurera pas moins vrai que cette folie

l'a poussé jusqu'à insulter à Jésus-Christ, jusqu'à imprimer que «l'Évangile est un livre scandaleux, téméraire, impie, dont la morale est d'apprendre aux enfants à renier leur mère et leurs frères, etc.» Je ne répéterai pas les autres paroles, elles font frémir. Il croit en déguiser l'horreur en les mettant dans la bouche d'un contradicteur; mais il ne répond point à ce contradicteur imaginaire. Il n'y en a jamais eu d'assez abandonné pour faire ces infâmes objections et pour tordre si méchamment le sens naturel et divin des paraboles de notre Sauveur. Figurons-nous, ajoute-t-il, une âme infernale analysant ainsi l'Évangile. Eh! qui l'a jamais ainsi analysé? Où est cette âme infernale? La Métrie, dans son >Homme-machine<, dit qu'il a connu un dangereux athée dont il rapporte les raisonnements sans les réfuter. On voit assez qui était cet athée; il n'est pas permis assurément d'étaler de tels poisons sans présenter l'antidote.

Il est vrai que Rousseau, dans cet endroit même, se compare à Jésus-Christ avec la même humilité qu'il a dit que nous lui devons dresser une statue. On sait que cette comparaison est un des accès de sa folie. Mais une folie qui blasphème à ce point peut-elle avoir d'autre médecin que la même main qui a fait justice de ses autres scandales?

S'il a cru préparer dans son style obscur une excuse à ses blasphèmes, en les attribuant à un délateur imaginaire, il n'en peut avoir aucune pour la manière dont il parle des miracles de notre Sauveur. Il dit nettement, sous son propre nom: «Il y a des miracles dans l'Évangile qu'il n'est pas possible de prendre au pied de la lettre sans renoncer au bon sens;» il tourne en ridicule tous les prodiges que Jésus daigna opérer pour établir la religion.

Nous avouons encore ici la démence qu'il a de se dire chrétien quand il sape le premier fondement du christianisme; mais cette folie ne le rend que plus criminel. Être chrétien et vouloir détruire le christianisme n'est pas seulement d'un blasphémateur, mais d'un traître.

Après avoir insulté Jésus-Christ, il n'est pas surprenant qu'il outrage les ministres de son saint Évangile.

Il traite une de leurs professions de foi d'amphigouri, terme bas et de jargon qui signifie déraison. Il compare leur déclaration aux plaidoyers de Rabelais; Ils ne savent, dit-il, ni ce qu'ils croient, ni ce qu'ils veulent, ni ce qu'ils disent.

«On ne sait, dit-il ailleurs, ni ce qu'ils croient, ni ce qu'ils ne croient pas, ni ce qu'ils font semblant de croire.»

Le voilà donc qui les accuse de la plus noire hypocrisie sans la moindre preuve, sans le moindre prétexte. C'est ainsi qu'il traite ceux qui lui ont pardonné sa première apostasie, et qui n'ont pas eu la moindre part à la punition de la seconde, quand ses blasphèmes, répandus dans un mauvais roman, ont été livrés au bourreau. Y a-t-il un seul citoyen parmi nous qui, en pesant de sang-froid cette conduite, ne soit indigné contre le calomniateur?

Est-il permis à un homme né dans notre ville d'offenser à ce point nos pasteurs, dont la plupart sont nos parents et nos amis, et qui sont quelquefois nos consolateurs? Considérons qui les traite ainsi: est-ce un savant qui dispute contre des savants? Non, c'est l'auteur d'un opéra et de deux comédies sifflées. Est-ce un homme de bien qui, trompé par un faux zèle, fait des reproches indiscrets à des hommes vertueux? Nous avouons avec douleur et en rougissant que c'est un homme qui porte encore les marques funestes de ses débauches, et qui, déguisé en saltimbanque, traîne avec lui de village en village, et de montagne en montagne, la malheureuse dont il fit mourir la mère, et dont il a exposé les enfants à la porte d'un hôpital en rejetant les soins qu'une personne charitable voulait avoir d'eux, et en abjurant tous les sentiments de la nature comme il dépouille ceux de l'honneur et de la religion.

C'est donc là celui qui ose donner des conseils à nos concitoyens (nous verrons bientôt quels conseils)! C'est donc là celui qui parle des devoirs de la société!

Certes il ne remplit pas ces devoirs quand, dans le même libelle, trahissant la confiance d'un ami, il fait imprimer une de ses lettres pour brouiller ensemble trois pasteurs. C'est ici qu'on peut dire, avec un des premiers hommes de l'Europe, de ce même écrivain, auteur d'un roman d'éducation, que, pour élever un jeune homme, il faut commencer par avoir été bien élevé.

Venons à ce qui nous regarde particulièrement, à notre ville, qu'il voudrait bouleverser parce qu'il y a été repris de justice. Dans quel esprit rapporte-t-il nos troubles assoupis? Pourquoi réveille-t-il nos anciennes querelles et nous parle-t-il de nos malheurs? Veut-il que nous nous égorgions parce qu'on a brûlé un mauvais livre à Paris et à Genève? Quand notre liberté et nos droits seront en danger, nous les défendrons bien sans lui. Il est ridicule qu'un homme de sa sorte, qui n'est plus notre concitoyen, nous dise:

«Vous n'êtes ni des Spartiates, ni des Athéniens; vous êtes des marchands, des artisans, des bourgeois, occupés de vos intérêts privés et de votre gain.» Nous n'étions pas autre chose quand nous résistâmes à Philippe II et au duc de Savoie; nous avons acquis notre liberté par notre courage et au prix de notre sang, et nous la maintiendrons de même.

Qu'il cesse de nous appeler esclaves, nous ne le serons jamais. Il traite de tyrans les magistrats de notre république, dont les premiers sont élus par nous-mêmes. «On a toujours vu, dit-il, dans le conseil des deux-cents, peu de lumières, et encore moins de courage.» Il cherche par des mensonges accumulés à exciter les deux-cents contre le petit conseil; les pasteurs contre ces deux corps, et enfin tous contre tous, pour nous exposer au mépris et à la risée de nos voisins. Veut-il nous animer en nous outrageant? veut-il renverser notre constitution en la défigurant, comme il veut renverser le christianisme, dont il ose faire profession? Il suffit d'avertir que la ville qu'il veut troubler le désavoue avec horreur. S'il a cru que nous tirerions l'épée pour le roman d'Émile, il peut mettre cette idée dans le nombre de ses ridicules et de ses folies. Mais il faut lui apprendre que si on châtie légèrement un romancier impie, on punit capitalement un vil séditieux.

[Übersetzung:<sup>23</sup>]

*Die Gesinnung der Bürger [von Genf]*

*Man bemitleidet einen Narren, artet aber die Narrheit in Raserei aus, so muss man ihn binden ... Wir haben Jean-Jacques Rousseau, den gewesenen Bürger unserer Stadt, solange beklagt, als er sich begnügte, in Paris die unglückliche Rolle eines Possenreissers zu spielen, der in der Oper ausgepiffen wurde, und solange er sich der Lächerlichkeit preisgab, indem er, auf vier Füßen gehend, im Lustspieltheater auftrat.<sup>24</sup>*

*Muss aber unsere Geduld nicht zu Ende gehen, da er es wagt, in einer Schmähschrift [>Briefe vom Berge<] die Religion, zu der er sich selbst bekennt, alle Verkünder des heiligen Evangelium und den gesamten Staat wüthend anzugreifen? Die Raserei [der Wahnsinn] darf nicht mehr als Entschuldigungsgrund dienen, wenn sie einen zum Verbrecher macht.*

*Wenn er nun auch sagen würde: „Ihr müsst an meiner Inkonsequenz und den Widersprüchen, in die ich mit mir gerate, erkennen, dass ich geisteskrank bin“, so bleibt es deswegen doch nicht weniger wahr, dass diese Verrücktheit ihn dazu gebracht hat, Jesus Christus zu beschimpfen und drucken zu lassen, dass „das Evangelium ein anstößiges, verwegenes und gottloses Buch sei, dessen Moral darin bestehe, die Kinder zur Verleugnung ihrer Mutter und Brüder zu bewegen“ und anderes mehr. Ich will die weiteren Worte nicht anführen, sie machen einen schaudern ...*

<sup>23</sup> Entnommen aus: >Philosophenzwist - Voltaire und J.J. Rousseau<, von Gaston Maugras, übersetzt von Otto Schmidt, Wien 1895.

<sup>24</sup> Anspielung auf die Komödie >Die Philosophen<.

*Wenn er auch geglaubt hat, durch seine zweideutige Schreibweise seinen Gotteslästerungen die Entschuldigung zu sichern, dass sie nur in der Einbildung seines Verleumders bestehen, so lässt sich doch die Art, in welcher er von den Wundern unseres Heilandes spricht, durch nichts entschuldigen. Er sagt ganz klar und im eigenen Namen: „Es gibt im Evangelium Wunder, welche man nicht wörtlich nehmen kann, ohne gegen die Vernunft zu verstoßen. Alle Wunder, die Jesus, um unsere heilige Religion zu begründen, sich herabließ zu vollführen, macht er lächerlich ...*

*... Da er Jesus Christus beschimpft hat, darf es uns nicht wundernehmen, dass er die Verkünder des heiligen Evangeliums gröblich beleidigt ...*

*Doch kommen wir zu dem, was uns am meisten angeht, zu unserer Stadt, die er zugrunde richten möchte, weil er in ihr verurteilt wurde. Warum weckt er unsere veralteten Streitigkeiten? Warum spricht er von unserem Unglück? Will er, dass wir uns gegenseitig erwürgen, weil man in Paris und in Genf ein schlechtes Buch [ein Buch Rousseaus] verbrannt hat? Wenn unsere Freiheit und unsere Rechte in Gefahr sein werden, werden wir sie auch ohne ihn zu verteidigen wissen ...*

*Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, dass die Stadt, die er aufwiegeln will, seine Einmischung mit Entrüstung zurückweist. Wenn er geglaubt hat, dass wir für den Roman >Emil< das Schwert ziehen würden, so ist dieser Gedanke wie so mancher anderer von ihm lächerlich und verrückt. Aber er muss darüber belehrt werden, dass man zwar einen ungläubigen Schriftsteller milde züchtigt, aber einen verächtlichen Empörer strenge bestraft.*

*Doch all diese Vorwürfe, diese beleidigende Verachtung sind nicht das Ärgste:*

*Darf ein Mann, der in unserer Stadt geboren ist, unsere Prediger so empörend beleidigen, unsere Prediger, die zumeist unsere Verwandten und Freunde, zuweilen unsere Tröster sind? Und wer behandelt sie so? Ist es ein Gelehrter, der mit Gelehrten streitet? Nein, es ist der Verfasser einer Oper und zweier Lustspiele, die ausgepfiffen wurden. Ist es ein Ehrenmann, der im Übereifer tugendhaften Männern rücksichtslose Vorwürfe macht? Wir müssen mit Bedauern und errötend gestehen, dass es ein Mann ist, dem man das Laster [die Syphilis] ansieht, der, als Hanswurst verkleidet [in armenischer Tracht], das unglücklichste Weib, dessen Mutter er tötete und dessen Kinder er am Tor eines Findelhauses aussetzte, von Dorf zu Dorf, von Berg zu Berg mit sich schleppt ...*

*Gaston Maugras führt dazu weiter aus, ab Seite 274 seines Buches: „Man kann sich den Schmerz und die Wuth, welche diese Schmähchrift in Rousseau wachrief, vorstellen; er war seiner nicht mehr mächtig, als er diese >anonyme Schrift las, die statt mit Tinte mit dem Wasser des Phlegeton geschrieben schien<.*

*Diese Enthüllungen über seine Sittlichkeit, über Therese und ihre Kinder versetzten dem Philosophen den empfindlichsten Schlag. Es waren Mittheilungen, die umsomehr überraschten, als das Publicum gar nicht ahnte, dass er Kinder gehabt und welch trauriges Los er ihnen bereitet habe. Der Welt die unwürdige Handlung des Verfassers vom >Emil< enthüllen, des Mannes, welcher sich als Reformator der Menschheit aufgestellt hatte, der sich selbst einen Tugendhelden ohne Makel und Tadel nannte, hieß so viel, als den Altar eines falschen Gottes umwerfen. Rousseau war vernichtet.*

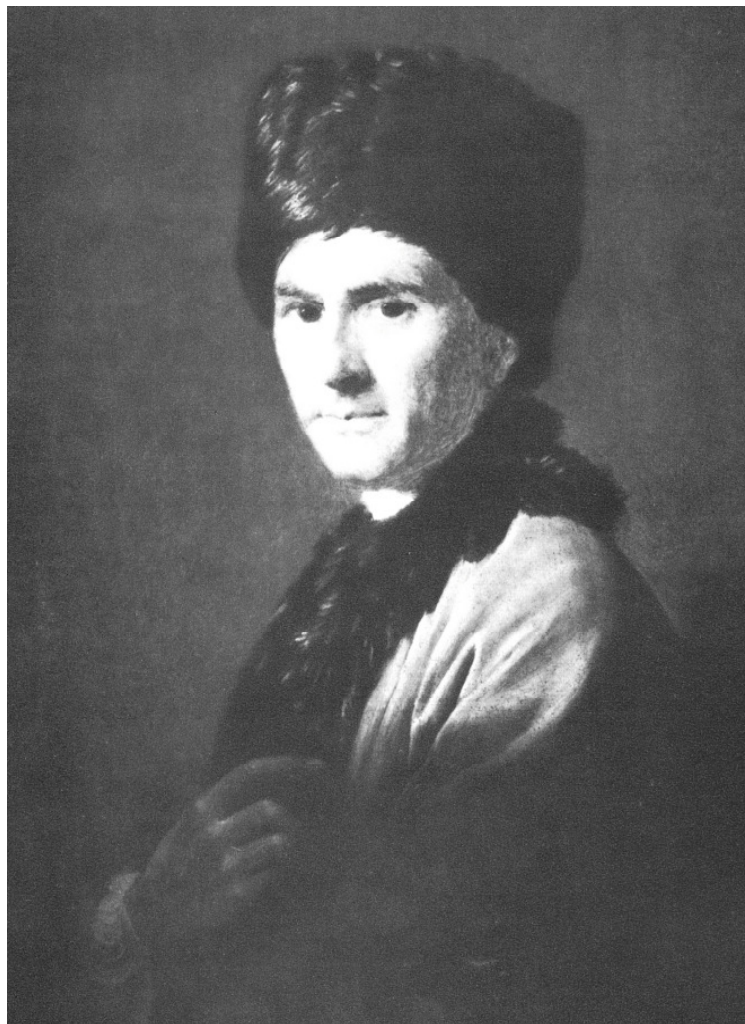
*Wer hatte dieses Geheimnis, das so gut gehütet wurde, verrathen? Wer hatte diese Niedertracht, die man der Welt durch fünfzehn Jahre verheimlichte, enthüllen können?*

*Des Philosophen Verdacht fiel sofort auf Frau von Épinay, und er nahm sich vor, sie die Schwatzhaftigkeit, die sie sich, wie er meinte, hatte zuschulden kommen lassen, theuer bezahlen zu lassen. Er machte Duclos zum Vertrauten seines bitteren Schmerzes und seiner Rachepläne und schrieb ihm [am 13. Januar 1765]:*

*„... Soeben ist in Genf eine empörende Schmähchrift erschienen, zu welcher Frau von Épinay in ihrer Art den Stoff geliefert hat. Dieser Umstand gibt mir gegen sie und ihre Umgebung freie Hand. Doch möge mich Gott davor behüten, es ihr, selbst wenn ich mich verteidigte, gleichzuthun! Ich bin auch, ohne die mir anvertrauten Geheimnisse zu verrathen, im Besitze vieler, die ich durch andere über sie erfahren habe, und die genügen werden, um sie - so weit es mit Bezug auf mich nothwendig ist - kennen zu lehren. Sie hält mich nicht für so gut unterrichtet; da sie mich aber dazu zwingt, wird sie eines Tages zur Erkenntnis kommen, wie verschwiegen ich war.“*

Man hat sich oft gefragt, weshalb Rousseau in seinen >Bekenntnissen< Frau von Épinay, seine Wohlthäterin, mit so hartnäckiger Wuth verfolgt. Der Grund ist einfach der: er glaubte, sie habe den Stoff zu den scandalösen Enthüllungen in der >Gesinnung der Bürger< geliefert, und wollte sich rächen. Welchen Wert können demnach seine Behauptungen haben, und welchen Glauben kann man ihnen schenken?“

So weit der Auszug aus dem Buch von Gaston Maugras.



Mit Rousseaus Auszug aus der sogenannten Eremitage bei Frau von Épinay und seinem Einzug in ein Nebengebäude des Schlosses des Herzogs von Luxembourg hatte Jean-Jacques Rousseau zugleich die politischen Fronten gewechselt: von den Aufklärern zu den Konservativen. Frau von Épinay stand mit Voltaire und den Enzyklopädisten in freundschaftlichem Verkehr und Briefwechsel. Dies genügt vollkommen, um ihr eine aufgeklärte Geisteshaltung zusprechen zu können. Voltaire schrieb ihr im Juli 1756 (das war nach dem Bruch ihrer Freundschaft mit Rousseau): *„Ich weiß mehr als irgendjemand, was in Paris und Versailles wegen [des Stückes] >Die Philosophen< geschieht. Wenn man sich aufteilt und kleine Schwächen hat, ist man verloren. Die Infame und die Infamen [die Kirche und die Priester] werden triumphieren. Sollten die Philosophen so dumm sein und in die Falle gehen, die man ihnen stellt? Seien Sie [Madame d'Épinay ist gemeint] das Band, das die armen Verfolgten einigen soll. Jean-Jacques [Rousseau] hätte in dem Krieg dienlich sein können, aber der Kopf hat sich ihm verdreht. Soeben [kürzlich] schrieb er mir einen Brief, in dem er mir sagt, ich hätte Genf verdorben. Er spricht von M. Grimm und nennt ihn einen Deutschen namens Grimm. Er sagt, ich sei der Grund, dass er nach seinem Tod auf die Müllhalde geworfen werde, während ich [Voltaire] ehrenhaft beerdigt würde. Was wollen Sie, dass ich Ihnen sage, Madame? Er ist schon tot.“*

Die französischen Aufklärer begegneten und behandelten Rousseau nach seinem „Verrat“ an ihren Idealen natürlich mit tiefster Verachtung.

Aber auch die Konservativen fanden keine rechte Freude an den philosophischen Halbheiten und Widersprüchen Rousseaus. Seine Werke >Nouvelle Héloïse<, >Contract Sozial< und >Emile< bewiesen zur Genüge, dass er eigentlich zu keinem Lager zu zählen war; da er weder eindeutig ein Progressiver noch eindeutig ein Konservativer war. Dieses Hin- und Herschwanken ist wiederum ein deutliches Indiz für seine durch die Syphilis bedingte extreme Neurasthenie. Dieses Verwirrspiel bewies letztendlich, dass er selber ein geistig Verwirrter war. Als er nach langer Irrfahrt zum größten Erstaunen aller von England nach Frankreich zurückkehrte, hatte er als Philosoph bei den meisten Konservativen jegliches Ansehen und Vertrauen verloren. Er galt als ein Modeschriftsteller, der mit einigen halbverrückten Werken einiges Aufsehen bei der illustren Gesellschaft gefunden hatte. Außerdem hielt man ihn bereits für einen Geisteskranken. Er wurde systematisch mundtot gemacht. Seine Werke waren verboten und er selber auf Schritt und Tritt von der Geheimpolizei beobachtet und bespitzelt, um rechtzeitig zu erfahren, was er plante, um es verhindern zu können. Sein Verfolgungswahn war zumindest teilweise berechtigt.

Rousseaus literarisches Schaffen war existenziell unmöglich geworden, da er keinen Gönner, respektive Gönnerin mehr hatte, wie z. B. Frau von Épinay, die ihm seinen Lebensunterhalt finanzierte. Die Niederschrift der >Bekenntnisse< dauerte daher Jahre. Es war der letzte Versuch Rousseaus, durch die Veröffentlichung von persönlichen Klatschgeschichten zu etwas Geld zu kommen, um damit seinen Lebensunterhalt bestreiten oder aufbessern zu können. Und noch eine weitere Absicht verfolgte er damit. Er wollte sich an Voltaire und dessen Anhängern, wie auch an einigen früheren Freunden, darunter auch Frau von Épinay, rächen. Natürlich wurde das Werk in Paris sofort von der Zensurbehörde verboten. Er durfte nicht einmal daraus vorlesen.

Rousseaus letztes Werk, die >Träumereien eines einsamen Spaziergängers<, zählt in meinen Augen zu seinen besten. Etwas überaus Wichtiges erfahren wir darin, speziell im >Dritten Spaziergang<: Wie stand es um seine persönliche Meinung in Bezug auf Religion und ewiges Leben? Rousseau gehörte seit dem Jahr 1765 keiner

Religionsgemeinschaft mehr an. Er erwähnt in seinen >Konfessionen< nie, dass er in einer Kirche gewesen wäre oder einen Priester aufgesucht hätte. Aber auch ein klares Bekenntnis zum Atheismus finden wir in keinem seiner Werke. An was glaubte er demnach? Rousseau war, so paradox es klingen mag, ein opportunistischer Zweifler, heutzutage auch „Esoteriker“ genannt. In Gegenwart der Aufklärer und Enzyklopädisten stimmte er deren atheistischer Ansicht zu, in Gegenwart eines Konservativen, wie des Herzogs von Luxembourg, bekannte er sich zum Theismus. Er konnte sich zu keinem klaren und eindeutigen Bekenntnis durchringen. Er war, wegen seiner Neurasthenie, dazu geistig absolut unfähig.

Er entschuldigt sich geradezu vor dem Leser, warum er an die Unsterblichkeit und an eine Vorsehung glaubt (>Träumereien<<sup>25</sup>, Seite 69): *„Alle Leiden [auf Erden] verlieren ihre Kraft, wenn man sicher damit rechnet, später [in einem Jenseits] dafür entschädigt zu werden. Dass ich diese Gewissheit besaß, war der wichtigste Erfolg meiner früheren Reflexionen.“*

Diesem eindeutigen Bekenntnis steht der Satz gegenüber: *„Mein Verstand konnte sie [die Atheisten] nicht widerlegen, aber mein Gefühl.“*

Der Glaube, der Theismus ist demnach für Rousseau eine reine Herzens- oder Gefühlssache.

Weitere zaghafte Entschuldigungen sind diese Stellen (>Träumereien<, ab Seite 61): *„Schließlich sagte ich mir: Werde ich mich durch die Trugschlüsse dieser Schönredner [die Atheisten sind gemeint] immer verwirren lassen? [...] Nach einer genauen Untersuchung, so glühend und aufrichtig, wie sie vielleicht kein Sterblicher je angestellt, kam ich über die Gefühle, die mir wichtig waren, endgültig ins Reine; habe ich mich in meinen Ergebnissen damals geirrt, so kann ich wenigstens gewiss sein, dass mein Irrtum mir nicht als Verbrechen angekreidet werden wird, denn ich habe alle meine Kräfte daran gewendet, mich vor Irrtum zu bewahren. Gewiss haben die Vorurteile meiner Kindheit und die geheimen Wünsche meines Herzens die Waage nach der für mich tröstlichen Seite zur Neige gebracht; wer wollte daran zweifeln. Es wird schließlich einer immer glauben, was er so inbrünstig zu glauben gewünscht hat; dagegen ist keiner gefeit. Das Interesse, das wir an der Frage haben, ob unsere Handlungen in einem künftigen Leben eine Sühne finden werden, entscheidet ganz gewiss bei der Mehrzahl der Menschen über den Glauben hinsichtlich der Dinge, die ihrer harren. Ich räume also ein, dass dies alles meine Entscheidung beeinflusst haben mag; aber es hat meine Aufrichtigkeit sicherlich nicht gemindert, denn ich lebte dauernd in der Furcht zu irren. Ist der Sinn unseres Lebens nur in diesem zu suchen, so lag mir daran, es zu wissen, um es doch wenigstens auf das Beste zu nutzen, solange es noch Zeit war, und so nicht das Opfer falscher Vorurteile zu werden. Was ich aber in meiner damaligen Stimmung auf der Welt am meisten befürchtete, war, dass ich um des Genusses von irdischen Gütern willen, die ich nie sehr begehrenswert gefunden hatte, das Heil meiner Seele verscherzen könnte.“*

*Gern gestehe ich, dass ich die schwierigen Fragen, mit denen unsere Philosophen mir ständig in den Ohren lagen und die mich so oft in Verlegenheit brachten, nicht immer befriedigend zu beantworten wusste. Aber ich war entschlossen, über diesen Gegenstand, der sich dem menschlichen Verstand ohnehin entzieht, ein für allemal ins Reine zu kommen. Weil ich überall nur undurchdringliches Geheimnis und unwiderlegbare Gegengründe fand, stellte ich jeweils auf das Gefühl ab, das mir am unmittelbarsten gesichert schien, das durch sich selbst am glaubhaftesten war, ohne mich bei den Einwänden aufzuhalten, die ich nicht zu beantworten wusste, die sich aber durch mindestens ebenso starke Gegengründe aus dem entgegengesetzten System*

---

<sup>25</sup> Nach der Übersetzung von R. J. Humm, Basel 1943.

entkräftigen ließen. Der dogmatische Ton in diesen Dingen ist so recht das Kennzeichen der Schwindler und Marktschreier; worauf es hier ankommt, ist, dass jeder zu seiner eigenen Entscheidung gelange und dass er sie mit der ganzen Reife des Urteils treffe, die er an die Sache zu wenden hat. Begehen wir dabei dennoch einen Irrtum, so kann uns vor einem gerechten Richter keine Strafe treffen, da wir frei von Schuld sind. Das war der feste Standpunkt, der noch heute die Grundlage meiner Gewissheit und meines Heiles ist.

Das Ergebnis meiner mühsamen Untersuchungen war ungefähr das selbe, das ich später im >Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars< niederlegte, einem Buche, das von den Zeitgenossen auf die unwürdigste Weise in den Schmutz gezogen wird, das aber bei den Menschen, wenn anders der gesunde Verstand und die Aufrichtigkeit je wieder bei ihnen einkehren wird, dereinst einen großen Umschwung herbeirufen könnte.

Seitdem habe ich mich bei diesen Grundsätzen, die die Frucht eines so nachhaltigen und sorgfältigen Nachdenkens waren, beruhigt und aus ihnen die unabänderliche Richtschnur meines Verhaltens und meines Glaubens gemacht. Um die Einwände, die ich nicht beantworten konnte, kümmere ich mich nicht mehr; auch nicht um die, die ich damals nicht vorausgesehen hatte und die sich später hin und wieder bei mir einstellten. Sie gaben mir manchmal zu schaffen, sie vermochten aber nie, mich zu erschüttern. Ich sagte mir immer: das alles sind metaphysische Spitzfindigkeiten, die neben den von meiner Vernunft gebilligten, von meinem Herzen bestätigten Grundsätzen ohne Gewicht sind; diese tragen alle den Stempel der inneren, in der Stille der Leidenschaften getroffenen Zustimmung, und dies soll mir genügen. Diese Dinge übersteigen ohnehin den menschlichen Verstand; wie könnte also ein Einwand, dem ich nicht zu begegnen weiß, den ganzen Körper einer Doktrin umstürzen, die so viel Nachdenken und Sorgfalt gebildet und festgefügt haben, die meine Vernunft so sehr anspricht, meinem Herzen, meinem ganzen Wesen so sehr zusagt und die durch meine innere Zustimmung, die, wie ich fühle, allen anderen Meinungen fehlt, immer wieder bestätigt wird? Nein, nie werden eitle Einwände die Harmonie zerstören, die ich zwischen meiner unsterblichen Seele und der Beschaffenheit dieser Welt wahrnehme; die materielle Ordnung, die in dieser herrscht, findet ihre genaue Entsprechung in der sittlichen Ordnung, die ich durch viel Nachdenken entdeckt habe und die für mich die Stütze ist, die mir hilft, mein unglückliches Leben zu tragen. Mit jeder anderen Weltanschauung würde ich ohne Auskunft leben und ohne Hoffnung sterben, ich wäre das unglücklichste der Geschöpfe. Halten wir uns also an diese hier, die allein genügt, mich dem Schicksal und den Menschen zum Trotz glücklich zu machen.

[...]

Erst nach vielen Jahren der Bangigkeit und der Verirrung sammelte ich endlich meine Geister wieder, hielt ich Einkehr in mich selbst und fühlte den Wert der Heilmittel, die ich mir für die Zeiten der Not selber bereitgestellt hatte. In allen mir so wichtigen Dingen hatte ich mir eine feste Meinung bereits gebildet; als ich meine Lebensregeln mit meiner Lage verglich, sah ich, dass ich dem widersinnigen Urteil der Menschen und den kleinen Begebnissen dieses kurzen Lebens eine viel zu große Wichtigkeit beigemessen hatte. Da dieses Leben ohnehin ein Zustand der Prüfungen war, war es schließlich gleichgültig, von welcher Art sie waren; wenn sie nur die Wirkung hervorbrachten, die sie zu zeitigen bestimmt waren; je größer sie waren, je stärker und zahlreicher, um so vorteilhafter war es auch, sie überstanden zu haben. Alle Leiden verlieren ihre Kraft, wenn man endlich deren großen, sicheren Lohn wahrnimmt die Sicherheit dieses Lohnes war aber die wichtigste Frucht, die ich aus meinem Nachdenken einst gewonnen hatte.

[...]

Wie oft war ich doch in solchen Augenblicken der Ratlosigkeit, der Verzweiflung nahe! Hätte ein solcher Zustand jeweils auch nur einen Monat gedauert, es wäre um

*mich geschehen gewesen. Aber diese Krisen kehrten zwar sehr häufig wieder, währten aber immer nur kurze Zeit, und heute, wo ich von ihnen noch nicht gänzlich befreit bin, sind sie so selten geworden und gehen so rasch vorüber, dass sie nicht einmal die Kraft haben, meinen Frieden zu stören. Es sind ganz leichte Wolken, die vorüberziehen und meine Seele noch weniger berühren, als eine auf den Spiegel eines Baches sinkende Feder das Wasser trüben und seinen Lauf ändern kann.“*

Es sind offensichtlich Ausflüchte eines Mannes, der psychisch krank ist. Der seiner Seele, seiner kranken Psyche, diese aufregenden Gedanken nicht mehr zumuten kann und darf.

Wie der Syphilitiker und Neurastheniker Johann Wolfgang Goethe eine partielle Paralysepsychose entwickelt hatte in Bezug auf das weiße Licht (angeblich das „Unveränderlichste und Unantastbarste“, siehe mein Buch >Wahrheit in der Dichtung Goethes<, so besaß der Syphilitiker und Neurastheniker Jean-Jacques Rousseau eine partielle Psychose in Bezug auf eine göttliche Vorsehung. Als schwerkranker Syphilitiker, der wirklich tagtäglich mit seinem Tod rechnen musste, und als Neurastheniker versetzte ihn der Gedanke, dass alles auf der Erde von einem blinden Naturgeschehen abhängig sein könnte, in eine übergroße Erregung und in übergroße Angst. Er konnte diesen Gedanken einfach nicht ertragen, ohne früher oder später, im wahrsten Sinne des Wortes, davon verrückt zu werden.

Rousseau beschloss, um seiner Gemütsruhe wegen, wieder zu seinem kindlichen Glauben zurückzukehren. Rousseau war aber auch kein Theist, denn er zweifelte an den Wundern Christi und an den Schriften der Bibel. Daher hat man ihn später für einen theistischen Esoteriker gehalten und ausgegeben. Wobei in meinen Augen Esoterik nur ein Beruhigungsmittel für Neurastheniker ist, wie im Falle Rousseaus. Sein öffentliches Bekenntnis zum Theismus ermöglichte ihm jedoch, in Frankreich relativ gefahrlos zu leben, trotz seiner von der Zensur verbotenen Schriften.

Das Urteil von Michail Bakunin in dessen Werk >Gott und der Staat< scheint auf den ersten Blick übertrieben streng und ungerecht. Es ist jedoch absolut richtig und treffend. Bakunin bestätigt sowohl die Forschungen von Gaston Maugras in dessen Buch >Philosophenzwist – Voltaire und Rousseau< als auch meine eigenen:

*„Man hätte damals [im 18. Jahrhundert] glauben können, dass der menschliche Geist sich ein für allemal von jedem göttlichen Druck befreien würde. Dies war ein Irrtum. Die Gotteslüge, mit der sich die Menschheit – um nur von der christlichen Welt zu sprechen – 18 Jahrhunderte lang genährt hatte, sollte sich noch einmal mächtiger als die menschliche Wahrheit zeigen. Da sie sich nicht mehr der Schwarzröcke, der geweihten Raben der Kirche, der katholischen oder protestantischen Priester, die jedes Vertrauen verloren hatten, bedienen konnte, so bediente sie sich der Laienpriester, der Lügner und Sophisten im kurzen Rock; und die Hauptrolle fiel zwei verhängnisvollen Männern unter ihnen zu: dem falschen Geist und dem doktrinär despotischsten Willen des vergangenen [18.] Jahrhunderts, Jean-Jacques Rousseau und Robespierre.*

*Der erstere [Rousseau] ist der wahre Typus der Lüge und argwöhnischen Kleinlichkeit, der Überhebung der eigenen Person, der kalten Begeisterung und sentimentaler und gleichzeitig unbarmherziger Heuchelei, der notwendigen Lüge des modernen Idealismus [im Sinne von: Theismus]. Man kann ihn als den wahren Schöpfer der modernen Reaktion betrachten. Während er dem Anschein nach der demokratischste Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ist, brütet in ihm der erbarmungslose Despotismus des Staatsmanns. Er war der Prophet des doktrinären*

*Staats, dessen Hohepriester Robespierre, sein würdiger und treuer Schüler, zu werden versuchte. Rousseau hörte Voltaire sagen, daß, wenn es keinen Gott gäbe, er erfunden werden müsse; und er erfand das höchste Wesen, den abstrakten und leeren Gott der Deisten. Und im Namen des höchsten Wesens und der von ihm befohlenen heuchlerischen Tugend guillotinierte Robespierre zuerst die Heberisten, dann den Genius der Revolution, Danton, in dessen Person er die Republik ermordete, um so den von da ab notwendig gewordenen Triumph der Diktatur Bonapartes vorzubereiten. Nach diesem großen Sieg suchte und fand die idealistische [theistische] Reaktion weniger fanatische, weniger schreckliche Diener, wenn man sie an dem bedeutend geringeren Maßstab der Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts misst.“*